Die

Grafen von Saint-Romain,

oder:

Der Kampf der Leidenschaften.

Erster Band.

Der erste Abdruck dieses Romans erfolgte in der Wiener Vorstadt-Zeitung und fand dort so lebhaften Beifall, daß der Verfasser mehrseitig aufgefordert wurde, einen Wiederabdruck für den Buchhandel zu besorgen. Dieser ehrenvollen Aufforderung wird hierdurch unter einer geringen Abänderung des Titels, welche durch die veränderten Umstände geboten schien, genügt.

Die
Grafen von Saint-Romain,
oder:
Der Kampf der Leidenschaften.

Historischer Roman

von

L. von Alvensleben.

Erster Band.

Leipzig, 1859.
A. M. Colditz.

I.

Der Bund des Verbrechens.

1.

Die Morgenstunde eines Cavaliers.

Die Sonne hatte mehr als die Hälfte ihrer Laufbahn über dem Haupte der Weltstadt an der Seine zurückgelegt, doch noch fielen ihre Strahlen senkrecht genug herab, um erwärmend ein glänzendes Schlafgemach zu beleuchten, in dessen Hintergrunde ein prachtvolles Himmelbett den größten Theil der Wand einnahm.

Des lebhaften Geräusches ungeachtet, das auf der Straße herrschte und wohl geignet schien, den festesten Schlaf zu stören, waltete in dem Gemach tiefste Stille, kaum unterbrochen von den ungleichen Athemzügen eines Schlafenden.

Die Vorhänge des Bettes waren zurückgeschlagen, und das helle Tageslicht beschien die Züge eines jungen Mannes, der auf dem üppigen Lager ruhte.

Doch nein, er ruhte nicht auf den weichen Pfühlen; denn die Unordnung, die Zerstörung, die das Lager zeigte, verriethen nur zu deutlich, daß der Schläfer darauf vergeblich die erquickende Ruhe eines wohlthätigen Schlafes gesucht hatte.

Endlich schlug derselbe die Augen auf, richtete sich im Bette empor, dehnte die Glieder, und zog dann an der Klingelschnur, die innerhalb seines Bettes von der Wand herabhing.

Beinahe unmittelbar darauf, als hätte er nur dieses Rufes gewartet, trat ein elegant und nach allen Anforderungen der Mode gekleideter Diener ein, der Vertraute, das Factotum seines Herrn, nach dessen Befehlen er sich ehrerbietig erkundigte.

„Wie spät ist es, Louis?“ fragte der junge Mann, indem er laut gähnte, als hätte er der späten Tagesstunde ungeachtet noch nicht ausgeschlafen.

„Gleich zwei Uhr, Herr Graf!“ lautete die Antwort des Kammerdieners.

„Dann wird es wohl Zeit sein, aufzustehen und mich anzukleiden,“ sagte der Graf, und fuhr in den seidenen Schlafrock, den der Diener ihm mit unterwürfigem Wesen hinhielt.

Während der flüchtigen Morgentoilette können wir bemerken, daß Der, den wir jung nannten und dem sein Kammerdiener den Titel eines Grafen beilegte, ein Mann von sieben bis acht und zwanzig Jahren war.

Sein Wuchs regelmäßig, kräftig und elegant zugleich, überstieg die gewöhnliche Mannesgröße und verlieh ihm ein imponirendes Aussehen.

Sein Auge, groß und lebhaft, zeigte für gewöhnlich Feuer und Geist, doch jetzt war es matt und trübe in Folge einer Nacht, vielleicht auch mehrerer Nächte, die er unter leidenschaftlicher Anstrengung und Ausschweifungen verschiedener Art durchschwärmt hatte.

Seine Stirn, von der Natur hoch und edel geformt, wurde durch eine Furche entstellt, welche Erschlaffung oder Sorge quer darüber hinzog.

Sein Mund, im gewöhnlichen Zustande von schöner Bildung und von einem gewinnenden Lächeln umspielt, hatte jetzt etwas Gekniffenes, und seine schönen, blendend weißen Zähne preßten sich fester auf einander, als sein Blick auf einen geöffneten Brief fiel, der auf dem Nachttische vor seinem Bette lag.

Wahrscheinlich hatte er ihn vorgefunden, als er erst spät in der Nacht, oder vielmehr nach Tagesanbruch, heimgekehrt war, und der unwillkommene Inhalt dieser Zuschrift mochte es wohl hauptsächlich gewesen sein, der ihm die Ruhe des Schlafes geraubt hatte.

So verrieth denn nach dem Gesagten die ganze Erscheinung des Grafen selbst dem Auge des oberflächlichsten Beobachters, daß er sich in einer gedrückten, sehr unbehaglichen Stimmung befand; um so weniger konnte diese Bemerkung also dem forschenden Blicke des Herrn Louis entgangen sein, hätte auch das Sprüchwort nicht Recht, welches sagt: „Kein großer Mann vor seinem Kammerdiener.“

Ueberdieß ließ sich hundert gegen eins wetten, daß der Diener den Inhalt des Billets eben so gut kannte, als der Herr, und vielleicht sogar besser, als dieser.

Graf Julius war aber nicht bloß vor seinem Kammerdiener keineswegs ein großer Mann, sondern, obwohl zwar ein liebenswürdiger, zuweilen sogar geistreicher Cavalier, genau genommen weiter nichts als ein leichtsinniger, grundsatzloser, sehr oberflächlich gebildeter junger Verschwender.

Was Wunder also, daß daher Herr Louis, als er das Schlafzimmer verließ, für seinen Herrn die verlangte Chocolade zu holen, murmelte:

„Es ist, wie ich glaube, hohe Zeit, daß ich mich nach einem andern Dienst umsehe, vor allen Dingen aber, daß ich meine Rechnung nicht höher anwachsen lasse.“

Dieser letzte Punkt mußte ihm in der That sehr am Herzen liegen; denn als er die Chocolade auf den Tisch vor den Grafen gestellt hatte, zog er aus der Brusttasche seines eleganten schwarzen Fracks ein zusammengelegtes Papier und sagte, es dem Grafen mit einer tiefen, ehrfurchtsvollen Verbeugung überreichend:

„Sie entschuldigen wohl gnädigst meine unterthänigste Bitte, Herr Graf, meine Rechnung gütigst berücksichtigen zu wollen, da der Monat eben abgelaufen ist und die vielen Auslagen, die ich dieß Mal für Sie machen mußte, meine Kasse leider ganz erschöpft haben.

Mechanisch nahm Graf Julius das ihm dargereichte Papier, schlug es aus einander und überlief mit flüchtigen und zerstreuten Blicken die Zahlenreihen, die es enthielt.

So sorglos er aber auch in Geldangelegenheiten zu sein pflegte, konnte er dennoch bei dem Anblicke der Hauptsumme die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Ich dächte, Freund Louis, die Rechnung wäre dieß Mal ziemlich hoch!“

„Allerdings Herr Graf,“ entgegnete der geschmeidige Kammerdiener; „allein ich bitte Sie um die Gnade, zu bedenken, daß ich einige Male, wenn Sie Ihre Brieftasche vergessen hatten, oder eine größere Banknote nicht wechseln wollten, ziemlich hohe Beträge baar für Sie bezahlen mußte.“

Er betonte einige Worte so stark, sprach sie mit einem so eigenthümlich spöttischen Ausdrucke und begleitete sie mit einem so vielsagenden Lächeln, daß Graf Julius sich eines Erröthens nicht erwehren konnte und in unwillkürlicher Verlegenheit die Augen zur Seite wendete.

Der Kammerdiener aber schien das nicht zu bemerken und fuhr fort:

„Dadurch ist denn die Summe freilich sehr hoch angewachsen, zugleich aber auch, wie ich bereits die Ehre hatte, zu erwähnen, meine eigene Kasse so erschöpft, daß ich mich selbst in der größten

Verlegenheit befinden würde, wollten Sie, Herr Graf, sie in ihrem jetzigen Zustande der Ebbe lassen."

„So!" entgegnete der Graf gedehnt und verdrießlich. „Und wozu braucht denn der Herr Louis so nöthig das Geld."

„Ich muß unter Anderem," antwortete höhnisch Louis der Kammerdiener, „noch heute meinen Schneider bezahlen; denn wenn auch der Ihrige Ihnen, da er Sie für durchaus zahlungsfähig kennt, bereitwilligst den gewünschten und Ihrem Stande gebührenden Credit gewährt, so hegt doch der meinige keineswegs die gleichen menschenfreundlichen Gesinnungen, und ich vermöchte ihn nach bereits wiederholter Vertröstung nur dann mit seiner ungestümen Forderung zu beschwichtigen, wenn ich ihm geradezu erklärte, ich könnte von Ihnen, Herr Graf, mein Geld nicht bekommen. Das würde aber gewiß Ihnen selbst eben so unlieb sein, als es meinen Begriffen von dem Ihnen schuldigen Respect widerspräche."

„Sehr zartsinnig!" spottete der Graf. „Und wozu, wenn ich mir die Frage erlauben darf, bedürfen Sie, mein Herr Louis, noch außerdem so nothwendig Geld, daß Sie mich darum auf eine

Weise ansprechen, welche mir durchaus nicht geziemend erscheinen will?"

„Ich bedaure unendlich und bitte tausendmal um Verzeihung, wenn ich mich ohne die geziemende Ehrfurcht ausgesprochen haben sollte; allein die Nothwendigkeit legt mir Daumschrauben an, und werde mich daher bei Ihnen rechtfertigen."

Louis hatte die ganze Rede mit einem leisen Anfluge des Spottes und Hohnes in seinem Tone, seiner Haltung und seinen Geberden gesprochen. Das würde auch dem Grafen sicher nicht entgangen sein, und für den spottsüchtigen Kammerdiener wahrscheinlich die unangenehmsten Folgen gehabt haben, hätte Graf Julius sich in einer minder aufgeregten Gemüthsstimmung befunden.

„Es ist morgen der Namenstag meiner Geliebten," fuhr nach einer kurzen Pause der Kammerdiener fort: " da muß ich ihr also nothwendig ein Geschenk machen, und zwar ein so anständiges, daß es mich der Ehre würdig zeigt, im Dienste des galantesten und freigebigsten Cavaliers von ganz Paris zu stehen. Ich würde vor Scham in die Erde sinken, sagte man dem Leibdiener des Grafen von Saint=Romain nach, er hätte sich bei irgend

einer Gelegenheit als ein schmutziger Knicker gezeigt."

Nicht unempfindlich für diese etwas plumpe Schmeichelei seines vertrauten Dieners sagte der Graf, indem ein flüchtiges Lächeln befriedigter Selbstgenügsamkeit seine bleichen, abgespannten Züge verschönerte:

„Ja freilich, wenn Sie in Ihrer eigenen werthen Person so eifrig die Ehre und den Ruf meines Namens wahren, so ist das allerdings ein sehr triftiger Grund, weßhalb ich Ihren Wunsch nach Zahlung befriedigen muß. Darf man denn wissen, wie Ihre Geliebte heißt?"

„Nina!"

„Was!" fuhr der Graf mit ungemeiner Heftigkeit auf, „Sie unterstehen sich —"

„Mein Nebenbuhler zu sein? — wollten der Herr Graf wahrscheinlich sagen," fiel der Kammerdiener mit Verletzung der schuldigen Ehrfurcht seinem Herrn in das Wort. „Behüte, Herr Graf! Für so frech dürfen Sie mich nicht halten, daß ich mich unterstehen sollte, Ihnen in das Gehege zu kommen. Aber bei allem möglichen Respect vor Ihren Liebschaften, Herr Graf, kann ich es doch bei dem besten

Willen nicht verhindern, daß dieß Mal unsere beiden Geliebten einen und denselben Namen haben.“

„Nun gut,“ sagte der Graf, „da Sie also zur Aufrechthaltung Ihrer und meiner eigenen Ehre das Geld so höchst nothwendig brauchen, können Sie sich für Ihre Auslagen von dem Gelde bezahlt machen, das Sie nachher von meinem Notar holen sollen.“

„Die Freiheit würde ich mir auch ohne Deine gütige Erlaubniß genommen haben,“ murmelte Louis, indem er das Frühstückgeschirr wegtrug. „Weiß ich doch, daß es das letzte Geld ist, worauf Du Dir Hoffnung machen darfst, und daß ich also höchst wahrscheinlich das leere Nachsehen haben würde, ließ ich es unvorsichtig durch Deine verschwenderischen Hände gleiten.“

Als Graf Julius sich von der Gegenwart seines Kammerdieners befreit sah, setzte er sich an den Schreibtisch und warf mit bebender Hand auf den zierlichen, goldberänderten Bogen die folgenden wenigen Worte:

„Schicken Sie mir denn also in des Henkers Namen die lumpigen 15,000 Francs. Inliegend die Quittung darüber. Sie können die Bankbillets dem Ueberbringer anvertrauen.“

Dieß Billet unterzeichnete er mit seinem Namen, legte die erwähnte Quittung hinein, siegelte es, adressirte es an seinen Notar und Geschäftsmann und klingelte darauf wieder seinem Kammerdiener.

„Sie bringen dieß,“ sagte er, Louis das Billet übergebend, „an die bekannte Adresse und empfangen dagegen fünfzehntausend Francs. Davon können Sie, wie bereits erwähnt, Ihre Auslagen abziehen. Mit dem Rest erwarte ich Sie bei dem Frères Provençaux, wo ich mich erquicken und stärken will, um dann zu Frascati zu gehen, wo heute Nacht um 12 Uhr, zufolge der königlichen Ordonnanz, das Spiel für immer geschlossen wird.“

„Zu Frascati wollen Sie gehen?“ fragte Louis, und sein Gesicht trug dabei so unverkennbar den Ausdruck des Spottes, daß es dieß Mal selbst dem Grafen Julius auffallen mußte.

„Was soll das höhnische Lächeln bedeuten?“ rief er heftig.

„Ist es höhnisch gewesen?“ beantwortete der Kammerdiener die eine Frage durch eine andere. „Das war nicht meine Absicht. Ich wollte bloß mein Bedauern über das Schicksal des schönen Geldes aussprechen, durch welches unsereiner reich

würde, und das nun diesen nichtswürdigen Bankhaltern zufließen soll!"

„Ist denn das so ganz gewiß, Sie krächzender Unglücksrabe?" rief der Graf und erblaßte abergläubisch über die unwillkürliche Prophezeiung seines Dieners.

„Ganz gewiß nicht, aber so ziemlich!" entgegnete Louis und verließ das Zimmer, um seinen Auftrag auszurichten, nachdem er Alles zurecht gelegt hatte, dessen sein Herr zur Toilette bedurfte.

„Sollte er wirklich Recht haben?" murmelte Julius dumpf in sich hinein und verzog die Stirn in noch finsterere Falten. „Möglich ist es allerdings und sogar wahrscheinlich, da mich das Unglück während der letzten Zeit in wahrhaft auffallender Weise verfolgt hat. — Was aber dann? — Nun, dann bleibt mir noch eine Aussicht! — Diese hier!

Damit zog er ein Fach seines Schreibtisches auf und nahm ein Paar kostbare, reich verzierte Pistolen heraus. Er prüfte sie sorgfältig und lächelte wohlgefällig, indem er sich so manchen Meisterschusses nach der Scheibe erinnerte, den er mit

diesen zierlichen Waffen gethan hatte, das Lob und die Bewunderung seiner Freunde gewinnend, wenn man die Genossen eines leichtsinnigen, verschwenderischen und nutzlosen Lebens Freunde nennen darf.

„Ich dachte nicht," fuhr er darauf in seinem Selbstgespräche fort, „daß sie zu dem Gebrauche bestimmt werden sollten, als ich sie vor zwei Jahren kaufte."

„Aber bleibt mir etwas Anderes übrig, wenn ich auch diese fünfzehntausend Francs verspielen sollte?"

„Nein!"

„Mein Vermögen ist hin, so weit ich darüber verfügen konnte. Die Einkünfte des Majorates sind auf so viele Jahre voraus verpfändet, daß ich nothwendig verhungern müßte, bevor sie wieder frei sind."

„Wovon sollte ich also künftig leben?"

„Denn auf neuen oder fernern Credit darf ich nicht zählen."

„Arbeiten? — Pfui! — Auch ist meine Erziehung so eleganter Art gewesen, daß ich wohl wissen möchte, wie oder auf welche Art ich durch Arbeit etwas verdienen könnte?"

„Es bleibt also dabei — entweder erobere ich an diesem Abend — dem letzten, an dem mir dieser Weg geöffnet bleibt — im Sturme die Gunst der launischen, wetterwenderischen Frau Fortuna zurück, oder — oder ich bezahle alle meine Gläubiger durch einen leisen Druck auf diese Feder."

Dabei hatte er eine der Pistolen ergriffen und spielend den Hahn niederschlagen lassen.

„Indeß will ich nur gleich jetzt Alles in Ordnung bringen", fuhr er fort; „denn heute Abend, wenn es auf die Reise gehen sollte — möchte ich am Ende nicht genug ruhiges Blut haben, um die nöthigen Reiseanstalten mit der erforderlichen Kaltblütigkeit und Sicherheit treffen zu können."

Damit lud er in überflüssiger Vorsicht beide Pistolen, als wäre nicht zur Erreichung seiner finstern Absicht eine vollkommen genügend gewesen, setzte die Zündhütchen auf, und legte endlich die tödtlichen Waffen wieder in das Fach, ohne daß er bei dem ganzen unheimlichen Geschäft die leiseste Aufregung verrathen hätte.

Darauf kleidete er sich mit gleicher Seelenruhe an, indem er seiner Toilette eben so große Sorgfalt widmete, wie jemals, und als gälte es die

Eroberung irgend einer Schönen, oder ein galantes Abenteuer.

Wohlgefällig betrachtete er, ehe er sein Zimmer verließ, noch einmal sein wirklich schönes Gesicht, seine ganze männlich-edle Gestalt im Spiegel und sagte dabei mit eisiger Ironie:

„Es wäre doch im Grunde jammerschade, wenn diese schöne, hohe Stirn durch ein garstiges rothes Loch entstellt würde, und Fortuna müßte kein Frauenzimmer sein, wenn sie das zugeben könnte. Fort also mit der finstern Ahnung und muthig auf zum Kampfe — zum Siege!"

Und mit seinem gewöhnlichen Leichtsinn, dem Hauptzuge seines Charakters, die verzweiflungsvolle Lage, in welcher er sich befand, vergessend oder sich aus dem Sinne schlagend, trällerte er lustig eine moderne Opernarie, indem er leichten Fußes und Herzens die Stiege hinabeilte, um zu den Frères Provençaux zu fahren, wo er vielleicht, sogar wahrscheinlich für dieses Leben die letzte Mahlzeit einnehmen sollte.

Kurz nachdem er sich zu derselben niedergesetzt hatte, erschien Louis mit dem besprochenen Gelde, von welchem er, der größern Vorsicht wegen, den

Betrag seiner Rechnung bereits in Abzug gebracht hatte. Graf Julius nahm das Geld mit der gleichgültigsten Miene von der Welt in Empfang, legte die Banknoten in seine Brieftasche, steckte das Gold in seinen Beutel und sagte darauf seinem Kammerdiener, er möge sich bis zum nächsten Morgen als freien Herrn über seine Zeit betrachten.

Louis schien mit dieser Erlaubniß sehr zufrieden zu sein und entfernte sich mit einer ehrerbietigen Verbeugung, sein Herr aber setzte sich wohlgemuth zu Tische.

2.

Die letzte Nacht bei Frascati.

Julius von St. Romain hatte mit gutem Appetit gespeist.

So lange er vor der wohlbesetzten Tafel saß und, eine hübsche Summe Geldes in der Tasche, über Alles gebieten konnte, was in dem Hotel der Fréres Provençaux Feines zu haben war, wiegte er sich in den rosigen Phantasieen einer glänzenden Zukunft.

Die pikanten Gerichte, ein guter Wein und vor Allem der feurige, prickelnde Champagner, ver-

setzten ihn in eine aufgeregte Stimmung, in der er seine frühere Verzweiflung leicht vergaß.

Eine gute Stunde mochte verflossen sein, seit er sein Diner begonnen hatte.

Allmählich bemächtigte sich seiner eine geheime Unruhe, die ihm ein längeres Verweilen bei den Freuden des Mahles unmöglich machte.

Auf einen Zug leerte er ein letztes Glas Champagner und rief den Garçon, um zu zahlen.

Der Letztere, ein eleganter, junger Mann, näherte sich und präsentirte eine zierlich beschriebene Karte.

Julius von St. Romain blickte nach der unten bemerkten Summe, warf, ohne nachzurechnen, zwei Goldstücke auf den Tisch und stand auf.

Der Garçon reichte ihm Feuer, er zündete eine Cigarre an, drückte seinen Hut auf den Kopf und schritt auf die Gasse hinaus.

Er zog es vor, zu gehen, um die Dünste des genossenen Weines, die seine Sinne zu betäuben drohten, ein wenig verrauchen zu lassen, ehe er den gefährlichen Kampf begann.

Er schlenderte langsam vor sich hin.

Das Gewühl der Menschen auf der Straße,

die dahinjagenden Equipagen, das Lichtmeer, welches die reichen Magazine weit umher verbreiteten, weckten tausend lockende Wünsche in seiner Seele.

Er wollte nicht sterben, er wollte leben, reich und glücklich sein!

Endlich war das verhängnißvolle Ziel erreicht.

Er stand vor Frascati's Thür.

Einen Moment zauderte er, ehe er hinaufstieg an den Ort, wo sich sein Schicksal entscheiden sollte.

Noch einen Blick warf er zurück in das bunte Treiben der riesigen Weltstadt, dann stürmte er die Treppen hinauf.

Ein eleganter, mit dem höchsten Luxus ausgestatteter Saal nahm ihn auf.

Feierliche, ängstliche Stille herrschte in dem glänzend erleuchteten Raume.

Um einen langen Tisch, der mit grünem Tuch überzogen war, saß und stand, eng an einander gedrängt, eine bunte Gesellschaft.

Julius von St. Romain konnte nur mit Mühe einen Sessel erringen, um vor dem grünen Schlachtfelde Platz zu nehmen.

Ehe er seine Operationen begann, musterte er mit flüchtigen Blicken seine Umgebung.

Ihm gegenüber saß der Bankhalter, ein Mann mit grauen Haaren, einem Gesicht, von tiefen Leidenschaften durchwühlt, jetzt aber kalt wie Eis und ruhig wie Stein.

Neben ihm standen zwei oder drei Croupiers mit langen Rechen in der Hand, um das verlorene oder gewonnene Geld hin- und herzuschieben.

Die Spieler, welche der Durst nach Gold hier versammelt hatte, schienen aus allen Ständen gemischt.

Auch das weibliche Geschlecht hatte seine Vertreterinnen an diesem Orte der Verdammniß.

Julius von St. Romain öffnete seine Brieftasche und nahm einen Theil seiner Baarschaft heraus.

Er musterte die bunten Kartenblätter, die vor ihm ausgebreitet lagen, und suchte eines darunter, welchem er sein Schicksal anvertrauen wollte.

Das dritte Blatt zu seiner Rechten war die Dame.

Ihr wollte er die Entscheidung anvertrauen. Hatte doch schon so oft die Gunst der Damen ihm gelächelt, und an das Sprüchwort: Glück in der Liebe, Unglück im Spiel! — dachte oder glaubte er nicht.

Er setzte eine Banknote von tausend Francs auf

das Blatt — der Banquier zog einige Karten ab, Julius hatte verloren.

Er verdoppelte seinen Einsatz und verlor das zweite Mal.

Jetzt setzte er dreitausend Francs auf dasselbe Blatt und dieß Mal fiel die Karte auf seine Seite, er hatte gewonnen!

Seine Augen begannen fieberhaft zu glänzen, ein leichter Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Er spielte weiter mit ziemlichem Glücke, äußerlich ruhig und kalt, im Herzen einen Vulkan glühender Leidenschaft, bald zitternd vor Angst, bald athemlos vor wahnsinniger Freude.

Er hatte einen ansehnlichen Haufen Banknoten vor sich liegen und dachte eben daran, zu zählen, was er bereits gewonnen habe.

Doch er vergaß dieß einen Moment und warf seinen ganzen Reichthum auf die Karte.

Eine Bewegung des Baquiers und die Dame fiel auf dessen Seite.

Der Croupier streckte seinen Rechen aus und zog mit einem raschen Ruck den ganzen Einsatz zu sich herüber.

Alles war verloren!!

Seine ganze Kraft zusammennehmend, um den müßig Umherstehenden, unter denen er mehrere Bekannte erblickte, seine Gemüthsstimmung nicht zu verrathen, verließ er mit ziemlich festen Tritten die Spielsäle, ging mit gewaltsam erzwungener Ruhe umhersehend die Treppe hinab und warf sich, dem Kutscher seine Wohnung zurufend, in einen der vor dem Hause haltenden Miethwagen.

Dann aber verließ ihn seine Fassung.

Eisige Kälte durchrieselte ihn, sein ganzer Körper zitterte wie krampfhaft, und gewaltsam preßte er beide Hände gegen die Stirn, als könnte er dadurch die peinigenden Gedanken zur Ruhe bringen, die hier tobten.

So erreichte er seine Wohnung, rief dem Portier zu, den Kutscher zu bezahlen, denn selbst dazu blieb ihm nicht genug Geld — eilte dann die Stiege hinauf und schloß mit zitternder Hand und fieberhafter Hast die Thür zu seinem Zimmer auf.

Louis war, wie wir sahen, beurlaubt, Graf Julius in seiner Wohnung also ganz allein und nichts konnte ihm erwünschter sein; denn bei dem, was er vor hatte, bedurfte er keines Zeugen.

In den bekannten Räumen, unter den ge-

wohnten Umgebungen gewann der Unglückliche wieder einige Ruhe und Fassung, doch diese dienten nur dazu, ihm den Muth zurückzugeben, dessen er zur Ausführung seines Vorsatzes bedurfte, und der einen Augenblick gedroht hatte, ihn zu verlassen.

Er zündete die Astrallampe an, stellte sie auf den Kamin, zog dann die Pistolen aus dem Fache, prüfte noch einmal, ob auch die Zündhütchen fest aufgesetzt wären und als er Alles in Ordnung fand, legte er beide Pistolen auf einen Tisch und setzte sich auf einen Stuhl vor demselben.

Denn trotz seines Muthes und obgleich er eigentlich sich nicht vor dem Tode fürchtete, fühlte er, wie seine Kniee bebten.

That er also stehend den Schuß, so konnte leicht auch seine Hand zittern und dadurch die Wirkung nicht tödtlich sein.

Gräßlicher Gedanke! —

Tödten wollte er sich wohl, doch sich zu verstümmeln, davor schauderte ihm.

Das Alles sagte er sich mit verhältnißmäßiger Seelenruhe.

Deßhalb also mußte er sich setzen, um seiner

Hand die nöthige Festigkeit zu verleihen, indem er den Ellenbogen auf den Tisch stützte.

Zuvor aber hatte er die Pistole ergriffen und den Hahn gespannt.

Jetzt öffnete er den Mund, lehnte die Mündung des Rohres nach oben gekehrt fest an die Unterlippe, legte den Finger an den Hahn — noch ein Druck und das Leben des Grafen war entflohen!

3.

Pfui, über die Feigheit.

Doch Graf Julius von Saint-Romain führte den Druck nicht aus, der ihn in jenes Leben hinüber befördern sollte. Schon hatte er den Finger dazu gekrümmt, da fiel sein Blick, durch einen Zufall, sein Glück oder sein Verhängniß geleitet, auf die kostbare Pendüle, deren von der dicht daneben stehenden Astrallampe hell beleuchtetes Zifferblatt ihm zeigte, daß die Uhr wenige Minuten über neun war.

Von der Pendüle glitt sein Blick seitwärts hinüber auf einige ausgezeichnete sehr werthvolle Kupferstiche in prachtvollen Goldrahmen; von die-

sen sank er herab auf die kostbaren Möbels, auf so manchen Gegenstand und Zierrath des Luxus, wie die Zimmerausstattung eines reichen und eleganten Garçons sie nach den gebieterischen Anforderungen der Mode erheischt; und wie die Augen auf diese weltlichen Gegenstände fielen, so wendeten auch seine Gedanken sich denselben wieder zu. Sein Finger zog sich unwillkürlich zurück von dem verhängnißvollen Drücker der Pistole und diese selbst sank mit der erhoben gewesenen Hand herab auf die Platte des Tisches.

„Steht es denn wirklich so verzweiflungsvoll mit mir?“ murmelte er endlich halblaut vor sich hin. „Bleibt mir denn wirklich weiter gar nichts übrig, als dieser letzte Entschluß? — Ist ein solcher Schritt nicht die letzte Zuflucht der Feiglinge, welche nicht den Muth haben, der rauhen Seite des Lebens entschlossen die Stirn zu bieten?“

Wieder versank er in trübes Sinnen, indem seine Augen zum zweiten Male die Runde über die verschiedenen werthvollen Gegenstände machten, welche jetzt sein ganzes Besitzthum bildeten; und er schien sich während dieser Revüe bei jedem einzelnen Stück daran zu erinnern, wie viel es gekostet

hatte und zu überlegen, wie viel er wohl jetzt dafür bekommen würde, wenn er es verkaufte.

„Feigheit?“ fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort. „Ist es denn wirklich eine Feigheit, das Leben abzuschütteln, wenn es uns nichts mehr zu bieten hat?“

„Ja,“ sagte er nach einer Pause, „es ist eine Feigheit, sich drohenden Leiden und Entbehrungen zu entziehen, indem man sich in das Grab flüchtet,“ fuhr er nach einer abermaligen Pause fort, „und Graf Julius von St. Romain, der Vielgepriesene, der allgemein Bewunderte und Beneidete — der junge Mann, dessen seltene Männerschöne zahllose Weiberherzen schneller klopfen machte, — er, der Liebling, der Abgott der eleganten und galanten Pariser Damenwelt, er sollte sich wie ein Feigling aus der Welt fortschleigen, in welcher seiner ohne Zweifel noch unzählige Triumphe aller Art harren?“

„Nein!“ rief er, indem er heftig aufsprang, „Nein! Nimmermehr! — Und pfui über die Feigheit, die hiermit für ewig abgethan sei! — Ich will leben und ich werde leben; denn noch hat das Leben mir reiche Genüsse zu bieten, und

ich will den Becher derselben leeren bis auf die Hefen. Wohl erleichtert der Reichthum die Genüsse, aber auch der Arme hat die seinigen, und noch bin ich nicht arm. — Hätte Mancher das, was ich aus dem Verkaufe meiner ganzen Einrichtung lösen muß, er würde sich für reich halten — und ich sollte den Muth verlieren, so lange ich noch nicht ganz zum Bettler geworden bin? — Und weiß nicht auch selbst noch der Bettler sich seine Genüsse zu bereiten? — Ja — findet sie nicht sogar der Verbrecher im Taumel wilder Freuden?"

Der Verbrecher! — er schauderte unwillkürlich, indem er das Wort aussprach, aber mit seiner gewöhnlichen Leichtfertigkeit schüttelte er den lästigen Gedanken ab, der ihn dabei wie in weiter Ferne vorgeschwebt hatte, auch er könnte wohl einst dahin gelangen, in taumelnder Lust, in roher Begier die Genüsse des Verbrechers aufzusuchen, und er rief, sich selbst beschwichtigend:

„Ah, bah! Man muß nicht sogleich das Aergste denken! — Noch sind wir so weit nicht — und sollten wir jemals so weit kommen — nun, dann wird sich das Uebrige von selbst finden. — Jetzt habe ich Wichtigeres zu überlegen und vorzuneh-

men. — Es ist eben halb zehn Uhr," sagte er mit einem Blicke auf die Pendüle. „Der Jude Delmont, der mir schon einige Male aus der Verlegenheit half, wenn mir das Feuer zu heiß auf die Nägel brannte, wohnt nicht weit von hier und wird mit Freuden die günstige Gelegenheit zu einem so vortheilhaften Rebbes ergreifen. Will mein guter Stern, daß ich ihn zu Hause finde, dann kann in einer halben Stunde Alles abgemacht sein, und wenn ich auch erst um 11 Uhr wieder bei Frascati bin, so bleibt mir doch noch immer eine volle Stunde, um den letzten Trumpf gegen mein Schicksal auszuspielen und ihm seine Gunst abzutrotzen. — Spiele ich diese eine Stunde mit ruhiger Fassung, jeden Sonnenblick des Glückes kühn ergreifend und verfolgend, so kann sie mir alle meine bisherigen Verluste mit reichen Zinsen ersetzen, und ich bin wieder oben auf."

Seinem leichtsinnigen Vorsatze getreu, eilte Graf St. Romain davon, den Juden Delmont aufzusuchen, um ihm sein ganzes Mobiliar wie es lag und stand, sogar seine reichversehene Garderobe und seine Leibwäsche, diesen Haupt-Luxusartikel aller Lions, zum Kaufe anzubieten, sich nur das

Allernothwendigste zu seinem ferneren Bedarfe vorbehaltend.

Leicht war die Wohnung des Juden aufgefunden, der Handel aber deßhalb doch nicht so schnell abgemacht, wie Graf Julius es sich in seiner Ungeduld vorgestellt hatte.

Herr Delmont war nicht zu Haus und obgleich seine Leute dem Grafen sagten, wo er zu finden sei, mußte Julius mehrere Fahrten machen, bis er endlich durch einen günstigen Zufall so glücklich war, ihn aufzutreiben; denn überall, wo er ihn suchte, war er eben fortgegangen.

Darüber verfloß natürlich eine geraume Zeit und als Julius endlich mit dem ehrenwerthen Herrn Delmont in seiner Wohnung ankam, war es nahe an halb elf Uhr.

Julius war zu Muthe, als läge er auf glühenden Kohlen; denn es schien ihm, als hinge sein irdisches Glück, vielleicht sogar seine ewige Seligkeit, davon ab, noch einmal bei Frascati den letzten Rest seines Habes im Spiele wagen zu können. Er hielt sich fest überzeugt, es könnte ihm dieß Mal nicht fehlen und er achtete jede Minute, welche der Jude ihn zurückhielt, gleichbedeutend

mit dem Verluste einer namhaften Summe. Unabläßig drang er daher mit gesteigerter Ungeduld und Heftigkeit in Herrn Delmont, sich zu entscheiden; dieser aber prüfte mit einer bedächtigen Langsamkeit, welche den Grafen zur Verzweiflung brachte, jeden einzelnen Gegenstand und feilschte lange und kleinlich um den Preis dafür, obgleich Julius, die Augen fortwährend auf die Uhr gerichtet, wahrlich keine Schwierigkeit machte, bei jedem nur irgend annehmbaren Gebote loszuschlagen.

Aber je mehr Eile Julius zeigte, um so länger zögerte der Sohn Israels; denn er erkannte mit dem Scharfsinne und der Schlauheit, welche seiner Nation bei allen Handelsangelegenheiten eigenthümlich sind, daß sein Vortheil hauptsächlich darin lag, die Ungeduld des jungen Verschwenders auf das Höchste zu steigern.

So war es denn beinahe halb 12 Uhr, als endlich der Handel abgeschlossen war, und Julius kaum die Hälfte des eigentlichen Werthes mit viertausend und einigen hundert Francs ausbezahlt bekam.

Er wollte nun sogleich die Treppe hinabstürzen und zu Frascati fliegen, wohin er nicht mehr zu

rechter Zeit zu gelangen fürchtete; doch Herr Delmont entließ ihn nicht eher aus seiner Gewalt, als bis er gegen den Portier den ehrenwerthen Israeliten als den nunmehrigen Besitzer des gesammten Mobiliars bezeichnet und damit dessen Berechtigung ausgesprochen hatte, Alles am nächsten Tage zu beliebiger Zeit abholen zu lassen.

Julius war im Hause nichts schuldig, und so konnte denn der Portier gegen dieß Arrangement nichts einzuwenden haben, obgleich er verwundert den Kopf schüttelte, als er davon in Kenntniß gesetzt wurde, und den von Julius vorgeschützten Grund, er werde am nächsten Tage für längere Zeit verreisen, entweder nicht zu glauben, oder doch jedenfalls sehr ungenügend zu finden schien.

Doch Julius kümmerte sich nicht weiter um das Staunen oder die Zweifel des Thürhüters. Er war frei, endlich frei, wieder im Besitze einer nicht unbedeutenden Geldsumme, und indem er in den wartenden Fiaker sprang, rief er dem Kutscher zu:

„Zu Frascati! — Was die Pferde laufen können! — Ich bezahle, was Du verlangst und wenn eines Deiner Thiere darüber stürzen sollte, auch dieses!“

Damit schlug er die Wagenthür zu und warf sich auf dem Sitze zurück. Doch er fand in der bequemen, weich gepolsterten Ecke keine Ruhe und rückte bald ungeduldig hin und her, als ob er damit den Gang der Pferde hätte beschleunigen können. Und wohl wäre das nöthig gewesen, um seiner Ungeduld Genüge zu thun. Denn obgleich der Kutscher redlich das Seinige that, um die versprochene reiche Bezahlung ehrlich zu verdienen und die Peitsche keineswegs schonte, so sind doch die Pferde eines Pariser Fiakers zu keiner Stunde des Tages, am wenigsten aber um Mitternacht, geeignet, mit englischen Wettrennern in die Schranken zu treten.

„Ich werde kaum eine Viertelstunde haben," sagte er während der Fahrt zu sich selbst. „Ich muß also Roulette spielen und zwar auf Nummern und ohne Berechnung. — Der Zufall soll mich leiten; ihm, dem Blinden, vertraue ich mich blindlings an! — Doch, wenn er mich im Stiche läßt? — Nun, dann ist mein Entschluß gefaßt! Ich werde überdieß nur die viertausend Francs wagen; verliere ich die, so mache ich mit dem kleinen Gelde, das mir bleibt, noch einmal eine lustige Nacht nach

altgewohnter, **nobler** Weise durch — und morgen — morgen geht dann das **unnoble** Leben an, bei dem sich doch, zumal hier in Paris, so viele Menschen wohlbefinden, und an das auch ich mich mit der Zeit gewöhnen werde; — denn leben will ich nun einmal — so oder so. — Ich bin noch jung, besonders aber zu schön und liebenswürdig, um schon jetzt zur Speise garstiger, ekelhafter Würmer zu dienen, und läßt jetzt Fortuna mich im Stich, nun — so vertraue ich mein Glück der Venus an!"

4.

Mitternacht.

Mit den letzten Worten seines zwar keineswegs moralischen, wohl aber sehr philosophischen Selbstgespräches hielt der Wagen des Grafen vor der Thür von Frascati. Hastig sprang er hinaus und reichte willig dem Kutscher statt der geforderten Kleinigkeit von fünfzig Francs, drei Louisd'or, um sich nur nicht mit dem zeitraubenden Wechseln aufhalten zu müssen.

Zu zwei und zwei sprang er die Stufen hinauf, aber dennoch erreichte er das obere Ende derselben nicht ohne Mühe; denn mehrere Spieler

kamen ihm entgegen. Alle waren sehr übler Laune und Keiner hatte Lust, ihm auszuweichen.

Die Spielsäle waren sämmtlich überfüllt und nur mit Gewalt, hier und dort einen derben Rippenstoß austheilend, wohl auch auf einen Fuß tretend, und ohne auf die beleidigenden Aeußerungen zu achten, die ihm nachgerufen wurden und die er zu anderer Zeit blutig gerächt haben würde, drängte er sich durch.

Endlich war der Roulette-Saal erreicht, aber es zeigte sich als völlige Unmöglichkeit, zu der Tafel selbst zu gelangen, so dicht war sie mit Spielern umstellt.

„Tout va!" ertönte in diesem Augenblicke der monotone Geschäftsruf des Croupiers.

Julius hob seine vier Banknoten zu tausend Francs hoch in die Höhe und rief so laut, daß er von Allen im ganzen Saale gehört werden mußte, also auch von dem Bankhalter:

„Nehmen Sie diese viertausend Francs auf eine Nummer an?"

„Ja, mein Herr!" ertönte antwortend eine Stimme, und der Croupier ließ sein ewiges: „Faites votre jeu, Messieurs!" vernehmen.

„Auf Nr. 12!“ schrie Julius, indem er fortwährend seinen Satz in die Höhe hielt.

„Rien ne va plus!“ schallte es von den Lippen des Croupiers, und in der nun folgenden Todtenstille konnte man die verhängnißvolle Kugel, von deren Fall die Entscheidung des Glückszufalles abhing, in ihrem Kreise rollen hören.

Doch noch ehe sie fiel, die Entscheidung über Gewinn und Verlust, über Glück und Unglück, über Freude und Verzweiflung bringend, erschallte der erste Schlag der Mitternachtsstunde und eine laute Stimme rief mit gebieterischem Tone:

„Das Spiel ist zu Ende! — Schließen Sie das Roulette!“

Es war die Stimme des königlichen Polizeibeamten, welcher die pünktliche Vollziehung der gesetzlichen Vorschrift zu überwachen hatte, und der mit unnachsichtlicher Strenge schon mit dem ersten Glockenschlage der Mitternacht die Zeit für abgelaufen erklärte, welche für die öffentliche Spielbank-Haltung in Paris als letzte Frist bestimmt worden war.

So still es noch den Augenblick zuvor gewesen, so laut und unruhig wurde es jetzt. Die Spieler

zogen ihre Sätze zurück, die Bankhalter steckten ihre Kasse ein, und Alles drängte sich bunt und wild durch einander. Die Verlierenden waren theils an leise gemurmelten Flüchen zu erkennen, theils an stummer Verzweiflung, niedergeschlagenen Mienen oder lauten Ausbrüchen des Zornes. Die Gewinnenden zeigten freudestrahlende Blicke oder unverhohlene Lustigkeit.

Zu diesen Begünstigten der Glücksgöttin drängten sich jetzt leichtfertige Schönen, an denen es an diesem verrufenen Orte nie gefehlt hatte und die sich an dem heutigen letzten Abend zahlreicher als gewöhnlich eingefunden hatten; denn, wo das Gold so wohlfeil war, wie heute in diesen Räumen, da mußten ihnen gute Geschäfte winken und die Meisten hatten alle Aussicht, ihre Erwartungen erfüllt zu sehen und ihre Reize vortheilhaft an den Mann zu bringen; denn am Arme junger Männer sah man sie heiteren Blickes, scherzenden Mundes und mit zärtlichen Geberden die Stiegen hinabeilen, oder in den Büffets mit gewandter und geübter Hand die Champagnerpfropfen lüften, um diesen Lieblingstrank der Pariser Loretten zu schlürfen. Und wahrlich, daß sie dem feurigen, begeisternden

Schaumwein ihre Liebe widmen, ist nicht ihre schlimmste Neigung, ihr schlechtester Geschmack!

Doch Julius von Saint-Romain schien von dem Gewirre und Getöse rings um ihn her nicht berührt zu werden. Wie betäubt stand er da, als das Machtgebot des Polizeibeamten das Spiel so plötzlich beendigte und für ihn selbst so ganz unerwartet; denn er hatte nicht geglaubt, daß die Zeit schon so weit vorgerückt sei, sondern vielmehr zuversichtlich gehofft, wenigstens seinen einen Satz noch machen zu können.

Langsam sank die erhobene Hand mit den vier Bankbillets an seiner Seite herab und er murmelte halblaut vor sich hin:

„Fünf und dreißig Mal viertausend — das hätte hundert und vierzigtausend Francs gemacht — ein ganzes Vermögen!“

„Sehr richtig!“ sagte eine Stimme dicht neben ihm und die Hand eines elegant, doch nicht eben so geschmackvoll gekleideten jungen Mannes, der Julius seit einigen Augenblicken beobachtet hatte, legte sich vertraulich und sanft auf seine Schulter, und dieselbe weiche und wohlklingende Stimme wiederholte:

„Sehr richtig, mein Herr, aber Sie können dennoch froh sein, daß Sie zu spät kamen.“

„Wie so?“ fuhr Julius auf und sah den Sprechenden zornig an.

„Weil die Nummer 12 nicht herausgekommen wäre!“ entgegnete Jener ruhig mit freundlichem Lächeln und mit einem Accente, der den Ausländer verrieth, so geläufig er auch das Französische sprach.

„Woher wissen Sie das so genau?“ fragte Julius immer gereizter, und schien nicht übel Lust zu haben, mit diesem seiner Meinung nach sehr zudringlichen Fremden Händel zu suchen, um an ihm seinen Unmuth auszulassen.

Der Fremde aber schien seinen Zorn nicht zu bemerken, oder er achtete wenigstens nicht darauf; denn mit der früheren gutmüthigen Freundlichkeit entgegnete er:

„Weil ich eben den letzten Wurf vorher einige tausend Louisdor darauf gewonnen habe, und es etwas ganz Unerhörtes wäre, daß eine und dieselbe Nummer zweimal hinter einander herauskäme.“

„Schade daher,“ fuhr der Fremde fort, „daß Sie nicht eine Minute früher eintraten; denn Sie

hätten alsdann zugleich mit mir auf die Nummer 12 gewonnen und das würde mich herzlich gefreut haben; denn — ich fürchte nicht, Sie zu beleidigen, indem ich dieß sage — Sie gefallen mir ausnehmend, und wenn Sie nichts Besseres vorhätten und einem Manne, der in Paris ganz fremd ist, einige Stunden widmen könnten, so möchte ich Sie wohl bitten, für den Rest der Nacht mein Gast zu sein. Mit großem Vergnügen würde ich mich Ihrer Leitung anvertrauen."

Julius antwortete nicht sogleich; er betrachtete den Fremden einige Augenblicke sinnend, plötzlich überflog dunkle Röthe sein blasses Gesicht, seine Augen blitzten eigenthümlich, beinahe unheimlich, und von einem Gedanken ergriffen, fragte er, auf den Vorschlag des Fremden eingehend:

„Sie kennen also Paris noch nicht?"

„Erst seit drei Tagen bin ich hier und folglich so gut wie vollkommen fremd."

„Nun wohl," entgegnete Julius lachend, „so sollen Sie noch heute einen Theil, und zwar einen schönen Theil davon kennen lernen. — Uebrigens halte ich mich für verpflichtet, Ihnen im Voraus zu sagen, daß Ihnen Paris in meiner Gesellschaft

wahrscheinlich etwas theuer vorkommen wird, und daß Sie es leicht möglich bereuen werden, sich meiner Führung anvertraut zu haben. Ich bin gewohnt, viel auszugeben und das Geld auf keine Weise zu schonen."

„O, das thut gar nichts," erwiderte der Fremde, auf den scherzenden Ton St. Romains eingehend. „Ich bin reich und stelle mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung als Maitre de plaisir den ganzen Gewinn, den Nr. 12 mir brachte."

„Nun gut, so folgen Sie mir," rief Julius, faßte seinen neuen, unbekannten Freund unter dem Arm und führte ihn mit sich fort.

5.

Ninon, die schöne Wienerin.

In der Rivoli-Straße, dem Garten der Tuilerien schräg gegenüber, in der Nähe des mit der riesigen Siegessäule geschmückten Vendome-Platzes, kurz, in einem der elegantesten, wenn auch nicht der aristokratischesten Stadtviertel von Paris, zeichnete sich vor den größeren und anspruchsvolleren Nachbarn ein kleines, nur fünf Fenster breites

Häuschen durch seine Sauberkeit und Nettigkeit vortheilhaft aus.

Dem koketten Aeußern dieses Hauses entsprach vollkommen die Einrichtung des Zwischengeschosses, welches nur aus einem Salon, einem Wohnzimmer, einem Schlafgemache und einigen kleineren Räumlichkeiten zur Bequemlichkeit bestand. Eleganz und Zierlichkeit paarten sich mit dem feinsten Geschmack. Von jedem Gegenstande, auf den das Auge fiel, fühlte es sich angenehm berührt, und selbst der Kenner konnte nicht ohne Bewunderung die wenigen Kupferstiche und Gemälde betrachten, welche den Schmuck der Wände bildeten. Die breiten Goldrahmen der Schildereien, die bis zur Decke reichenden und bis auf den Fußboden herabgehenden Trümeaux, die Möbel von Jacaranda, mit Seiden-Damast überzogen, ein prachtvoller Flügel, von Meisterhand gearbeitet, eine Menge jener unnützen, aber kostspieligen Kleinigkeiten, welche der Luxus als unentbehrliche Spielereien der großen Kinder bezeichnet, und unter denen ein runder Tisch mit den schönsten und werthvollsten Albums eine hervorragende Stelle einnahm, waren unverkennbare Beweise für den Reichthum des Bewohners,

oder vielmehr der Bewohnerin; denn obgleich keine weibliche Arbeit, kein Stück einer Damentoilette, zu sehen war, verrieth doch ein gewisses unerklärliches Etwas, daß ein zarter, weiblicher Sinn die Ausschmückung, die Einrichtung, die ganze Anordnung dessen geleitet hatte, was das Auge erblickte.

Und so war es in der That. Denn hier waltete eine der schönsten Frauen von Paris, die reizende, kokette Ninon, oder eigentlich Nina, bekannt unter dem Namen der schönen Wienerin, gefürchtet von sorgsamen Vätern und eifersüchtigen Ehefrauen, aber gesucht, umlagert, angebetet beinahe von allen alten und jungen Lions, welche sie einstimmig für die liebenswürdigste und interessanteste aller Loretten von ganz Paris erklärten.

Stammte sie wirklich aus der schönen Kaiserstadt? Wer hätte das mit Bestimmtheit zu behaupten vermocht? Nur die Polizeiregister können Auskunft über das Vaterland dieser buntschillernden und verführerischen Schmetterlinge, dieser glänzenden Meteore geben, welche dazu bestimmt scheinen, gleich ihren staubbeflügelten Vorbildern ein kurzes Lust- und Liebes-Leben zu führen, gleich den wirk-

lichen Meteoren wenige Tage an dem galanten Himmel der Weltstadt an der Seine zu funkeln, um dann in Dunkel und Vergessenheit zurückzusinken.

Es waren daher nur Gerüchte, welche Wien als die Vaterstadt der schönen Ninon nannten, obgleich sie das Französische mit der Leichtigkeit und der Eleganz einer echten Pariserin sprach.

Woher dieß Gerücht entstanden war, ob sie selbst dazu Veranlassung gegeben, ob ein fremder Mund es in Umlauf gesetzt, wußte Niemand zu sagen, aber es bestand, und die Bezeichnung der schönen Wienerin war bei Ninon so allgemein geworden, daß man sie beinahe nie mehr mit ihrem Namen nannte, ja dieser war fast vergessen.

So viel aber stand fest, daß Ninon mit unglaublicher Schnelligkeit die Höhe erreicht hatte, auf der wir sie als unumschränkte Gebieterin in ihrem kleinen Feenpalaste erblicken. Vor wenigen Monaten noch wußte Niemand etwas von ihr, und jetzt war sie bereits die Königin der Mode auf ihrem Gebiete.

Daß Ninon eine Ausländerin war, mochte zur Erringung dieser Herrschaft wesentlich beige-

tragen haben; denn das Fremdländische übt in Paris eben so einen eigenthümlichen Reiz, wie in der ganzen übrigen Welt. Erhöht aber wurde bei ihr dieser Reiz durch den Schleier des Geheimnisses, in den sie mit liebenswürdiger Kokketterie ihre Geburt sowohl, wie alle ihre früheren Verhältnisse zu hüllen verstand, während ihr feines und gewandtes, bei gewissen Gelegenheiten sogar züchtiges Benehmen, ihre gebildete Sprache, ihre gesellschaftlichen Talente, ihre mannigfachen, wenn auch zum Theil ziemlich oberflächlichen Kenntnisse, eine Erziehung verriethen, wie nur die höheren Stände, die begünstigteren Klassen der menschlichen Gesellschaft, sie zu empfangen pflegen. So durfte sie denn mit vollem Rechte als eine ausgezeichnete, beinahe wunderbare Erscheinung in den Verhältnissen gelten, in denen sie sich jetzt bewegte, und für welche Geburt und Bildung sie ganz offenbar nicht bestimmt hatten.

Ninon stürzte durch das außerordentliche Glück, das sie machte, durch die magnetische Anziehungskraft, die sie auf die ganze leichtsinnige Männerwelt ausübte, nicht nur das Heer ihrer Nebenbuhlerinnen in Verzweiflung, die den Verlust ihrer

Anbeter entweder bereits wirklich zu beklagen hatten, oder ihn doch täglich befürchten mußten, sondern auch eine unzählige Menge alter und junger Gecken. Dabei behaupteten wunderbarerweise die Ersteren, Ninon sei zu leicht, die Letzteren, sie sei zu schwer zugänglich.

Die Wahrheit lag, wie beinahe immer bei grellen Widersprüchen der Art, so ziemlich in der Mitte. Denn während Ninon — mochte sie auch immerhin früher anders geheißen haben, so war sie doch neben der Bezeichnung der schönen Wienerin jetzt nur unter dem Namen Ninon bekannt — während Ninon, sagen wir, nicht mehr und nicht weniger sein wollte, als was sie wirklich war, eine Lorette, mochte man dieser decenten Benennung auch die indecentesten Nebenbedeutungen beilegen — und während sie als solche ihre Thür jedem anständigen und noblen Besuche mit gleicher Bereitwilligkeit öffnete, wie ein hochgestellter Diplomat oder — man verzeihe die Nebeneinanderstellung — ein reicher Emporkömmling, so verbreitete sich doch bald die Sage, daß der Zutritt zu den geheimeren Gemächern ihrer Gunst nicht eben so leicht zu gewinnen sei, und daß die Pforten zu densel-

ben, nur mit einem goldenen Schlüssel geöffnet werden könnten.

Unter den kühnsten Bewerbern um Ninon's Gunst hatte endlich nach langem, vergeblichem Ringen Graf Julius von Saint-Romain über alle seine Nebenbuhler triumphirt, so daß er jetzt im anerkannten, doch keineswegs im unbestrittenen, vielleicht nicht einmal im ungetheilten Besitze der Reizenden war.

Was diese Eroberung ihn kostete, das wußte Julius schwerlich zu sagen; denn es gehörte nicht zu seinen Gewohnheiten, über seine Ausgaben Buch zu führen. Bessere Auskunft hätte darüber vielleicht sein Kammerdiener Louis zu geben vermocht, der die meisten Geschenke seines Herrn besorgt und in dessen Namen der reizenden Syrene überbracht hatte, nachdem er selbst die Aufmerksamkeit Saint-Romains auf die schöne Wienerin, als auf eine seiner würdige Eroberung, gelenkt hatte.

So viel stand fest, daß Ninon wesentlich dazu beigetragen hatte, den Ruin des Grafen Julius zu beschleunigen; denn um die Eroberung zu bewirken, um über alle seine Nebenbuhler den Sieg davon zu tragen, dazu hatte nicht, wie er sich anfangs eingebildet, seine Schönheit und Liebens-

würdigkeit genügt, sondern er mußte die Mitbewerber durch den Reichthum seiner Geschenke überbieten, wollte er sich nicht als besiegt bekennen. Dazu aber konnte seine Eitelkeit sich nicht entschließen, und so hatte er denn seinen Sieg theuer, sehr theuer erkauft.

Wäre Graf Julius übrigens eifersüchtig gewesen, so hätte er wegen des Verlustes seiner so theuer erkauften Geliebten in beständiger Besorgniß schweben müssen. Aber Graf St. Romain war viel zu sehr von seiner Liebenswürdigkeit, seinem seltenen Werthe eingenommen, um sich der Schwachheit der Eifersucht hinzugeben, und mit geringschätzendem Lächeln blickte er auf die Huldigungen, die seiner Geliebten von allen Seiten dargebracht wurden. Denn in dem unerschütterlichen Bewußtsein seiner Vorzüge hielt er sich fest überzeugt, so lange im unbestrittenen und ungetheilten Besitze seiner Eroberung zu bleiben, als er selbst ihrer noch nicht überdrüssig geworden sein würde.

Der arme Wicht! der eitle Geck! Wie tief gedemüthigt würde er sich gefühlt haben, wäre er eben jetzt unerwartet bei Ninon eingetreten, oder hätte er ungesehen das Gespräch mit anhören kön-

nen, welches zwischen ihr und dem Manne geführt wurde, der in einem Armstuhl an ihrer Seite saß, während sie nachlässig ausgestreckt auf den weichen Polstern ihres mit violettem Sammet überzogenen Divans lag.

Es war in der That eine reizende, hinreißende, bezaubernde Erscheinung, die sich den Augen des Beschauers bot, der die bewundernden Blicke nicht von ihr abzuwenden vermochte.

Ihr Anzug war kokett, verführerisch, geeignet und berechnet, die Sinne zu reizen, doch keineswegs frech oder schamlos durch übermäßige Enthüllung der Reize, mit denen die Natur sie verschwenderisch ausgestattet hatte, und die — was so viele Koketten verkennen — mehr gewinnen, wenn sie errathen, als wenn sie offen zur Schau getragen werden.

Das längliche Oval ihres lieblichen Gesichtes war umflossen von einer Fülle dunkelblonden, seidenweichen Haares, welches sie auf eine eigenthümliche, von ihr selbst dem Haarkräusler angegebene Art geordnet trug, eine Art, die ihr ungemein gut stand, die leicht und dennoch künstlich war, und die so allgemeinen Beifall fand, daß selbst die

vornehmsten Damen nicht anders, als à la Ninon frisirt sein wollten, wobei sie freilich nicht ahnen mochten, daß sie mit dieser neuen Kopfzier nur die Nachtreterinnen eines jener Geschöpfe waren, auf die sie mit Verachtung herabzublicken sich gewöhnt hatten.

Auf der hohen, alabasterweißen Stirn Ninon's thronten Geist, Seelenadel, ja sogar weibliche Würde; denn sie war mehr durch äußere Verhältnisse herabgedrückt worden, als eigentlich moralisch gesunken, und hatte trotz der Verhältnisse, in denen sie lebte, einen gewissen innern Stolz zu bewahren gewußt, den sie bei manchen Veranlassungen auch äußerlich sehr wohl zu zeigen wußte.

Sagt unser Theodor Körner, indem er seine Anforderungen an weibliche Schönheit aufzählt:

„Ein schönes Auge bleibt der Reize höchstes Glück!
Selbst Venus ist nicht schön mit einem matten Blick!“

so hätte er sich durch das Auge Ninon's gewiß befriedigt fühlen müssen. An Farbe nur wenig dunkler, als das Haar, vereinigte es strahlendes Feuer mit feuchtem, schmachtendem Glanze und war auf diese Weise wohl geeignet, allen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, von der wildesten Glut der Leiden-

schaft an bis zu der hingebenden Sanftmuth der Zärtlichkeit. Wer einmal in die Tiefe dieses klaren Spiegels hineingeschaut hatte, der mußte die Blicke unwillkürlich immer wieder und wieder darauf zurückwenden.

Ihre Wangen waren mit zartem, natürlichem Roth angehaucht, eine seltene, aber deßhalb um so bezaubernde Erscheinung bei Frauen von der Gattung Ninon's; ihre Nase, ihr Mund, ihr Kinn, entsprachen der Schönheit der Wangen, und das liebliche Lächeln, das die halbgeöffneten Lippen umspielte, zwischen denen der weiße Schmelz makelloser Zähne hervorschimmerte, verlieh dem ganzen Gesichte den Reiz einer vollendeten Schönheit, machte es zu einem Modelle, wie kein Maler, kein Bildhauer es sich schöner gewünscht haben würde.

Würdig dessen, was wir bisher beschrieben, vereinigte ein langer, blendend weißer Hals den schönen Kopf dem nicht minder schönen Körper. Ueppig gerundete Schultern schlossen sich an volle, weiße Arme, welche von weiten Aermeln für gewöhnlich verhüllt wurden, jedoch durch eine leise Bewegung blendend in die Augen des Beschauers strahlen konnten, wenn die kokette Besitzerin so vieler Reize

auf Eroberungen auszugehen oder die Sinnlichkeit ihrer Besucher aufzuregen für gut fand.

Das tief ausgeschnittene Sammetkleid zeigte die tadellosen Formen des vollen Busens, dem eine durchsichtige Gaze, die bis zum Halse hinaufging, zum züchtig verhüllenden Schleier diente, ohne deßhalb seine Schönheit dem trunken darauf weilenden Blicke verbergen zu können.

Der Saum ihres Kleides zeigte verrätherisch ein zartes Füßchen, um das eine Herzogin sie hätte beneiden können, und um den sich, wie liebkosend, die reiche Hülle eines durchbrochenen Seidenstrumpfes schmiegte, während schwarzseidene Schuhe den eben so reichen und einfachen, als eleganten und geschmackvollen Anzug vollendeten.

Als einzigen Schmuck trug sie kostbare Ohrgehänge, doch waren die Finger der kleinen Hand, in die sie den Kopf stützte, mit mehreren funkelnden Ringen geschmückt und eine Diamant-Broche am oberen Rande des Kleides schien mehr darauf berechnet, durch ihr Funkeln den Blick anzulocken, als den Glanz ihrer Toilette zu erhöhen.

Dieß war Ninon, die schöne Wienerin, und nicht durfte man sich darüber wundern, daß

sie seit einiger Zeit einem großen Theile der Pariser Männerwelt die Köpfe verrückte.

In einem begonnenen Gespräche fortfahrend, sagte der Mann, der, wie wir erwähnten, an ihrer Seite saß:

„Also willst Du durchaus nicht in meinen Vorschlag einwilligen, Alwine? Du kannst Dich auf keinen Fall dazu entschließen, meine Frau zu werden?“

Der Ton, mit dem der Mann diese Worte sprach, verrieth Trauer und bange Erwartung der Antwort, die er erhalten sollte, auf die er hoffte, die er aber zugleich auch fürchtete; denn nach dem, was früher zwischen ihnen gesprochen worden war und was seine Fragen hinlänglich andeuteten, konnte er im Voraus über Ninon's verneinende Entscheidung nicht in Ungewißheit sein.

Dennoch ergriff er die Hand des reizenden Weibes, und indem er ihr mit flehendem Blicke in die Augen sah, schien er die Worte von ihren Lippen ablesen zu wollen.

Dabei erhob er den bisher gesenkten Kopf, und mit Staunen erkennen wir in diesem neuen und allem Anscheine nach nicht ganz verschmähten Lieb-

haber Ninon's — Louis, den Kammerdiener des Grafen Julius von St. Romain.

6.

Herr und Diener.

Ninon, oder Alwine, wie ihr Anbeter sie genannt hatte, sah den Fragenden, ohne ihm ihre Hand zu entziehen, einige Augenblicke schweigend, doch freundlich und voll Theilnahme an.

Endlich sagte sie lächelnd:

„Es wäre eine Thorheit, wollte ich Deine Frau werden; wenigstens würde es dieß jetzt sein,“ fügte sie begütigend hinzu, als sie sah, wie ihre Worte ihn nicht nur betrübten, sondern ihn sogar zu verletzen schienen. „Jetzt wäre es dazu jedenfalls noch zu früh.“

„Und weßhalb das?“ fragte er eifrig, neubelebt durch den Schein einer Hoffnung, welche ihre Worte ihm verliehen hatten. „Solltest Du etwa diesen eingebildeten Narren lieben, dem ich nur deßhalb so lange diente, weil seine kopflose Verschwendung mir das Mittel bot, mich auf seine Kosten zu bereichern.“

„Was fällt Dir ein?“ rief Ninon und lachte

höhnisch. „Weit entfernt, ihn zu lieben, empfinde ich vielmehr seit einiger Zeit eine Art mir selbst unerklärlichen Widerwillens gegen ihn.“

„Und dennoch läßt Du Dir seine Liebkosungen gefallen?“ rief Louis unwillig und mit dem Tone des Vorwurfs.

„Nur so lange er im Stande ist, meinen Widerwillen durch reiche Geschenke zu besiegen,“ entgegnete sie ernst. „Er ist mir nichts als ein Mittel zu meinem Zwecke, mein Zweck aber ist — reich zu werden — und wenn man ein solches Ziel vor Augen hat, ist man oft gezwungen, selbst unangenehme Mittel anzuwenden. — Sobald aber St. Romain seine letzte Banknote ausgegeben hat, gebe ich ihm den Laufpaß, darauf kannst Du Dich verlassen, wenn Dir das Vergnügen macht,“ versicherte sie lachend.

„Allerdings macht mir das Vergnügen,“ rief Louis lebhaft aus, „und zwar um so mehr, da Du wahrscheinlich noch heute Gelegenheit haben wirst, Deine Drohung oder Dein Versprechen zu erfüllen; denn er ist eben jetzt mit seinem letzten Gelde bei Frascati.“

„Nun, dann wird er wahrscheinlich auch noch

heute verabschiedet; denn mit leeren Händen darf er nie bei mir erscheinen."

„So dürfte ich also hoffen, meine Liebe schon so bald erhört zu sehen?" rief Louis voll Entzücken über die freudige Aussicht.

„Das nicht, mein armer Freund," sagte Ninon. „Noch bin ich nicht reich, aber ich will und muß es werden. Zu verführerisch schimmert der Glanz, der mich in meinnr Kindheit umgab, zu mir herüber, um dem Drange nach seiner Wiedererlangung widerstehen zu können. Reich aber kann ich nur bei der Verfolgung des Weges werden, auf dem ich jetzt wandle; der aber wäre mir versperrt, wenn ich Dir meine Hand reichte. Oder würdest Du mich, wie ich bin, Deine Frau nennen wollen?"

„Selbstständig will ich sein," fuhr sie fort, „ganz und gar selbstständig; diese Selbstständigkeit aber verleiht nur der Reichthum. Habe ich den errungen, dann ziehe ich in irgend eine ferne Gegend, wo man mich nicht kennt, und findest Du mich dann noch würdig, Deine Frau zu werden, so willige ich gern ein; denn ich würde gewissenhaft und treu alle meine Pflichten gegen Dich erfüllen. Jetzt und hier könnte ich Dir das nicht

versprechen, und wenn ich es selbst verspräche, nicht halten."

„Ach, wenn Du mich wirklich liebtest," sagte Louis mit einem Seufzer, „so könntest Du doch schon jetzt —"

„Ich segne den Zufall, der uns wiederholt zusammenführte, während es mehrmals den Anschein hatte, als sollten wir uns im Leben nie wieder sehen; — aber Dich lieben?" unterbrach sie ihn. „Ei, ich liebe Dich ja auch," sagte sie, und ihre bisher scherzende und neckende Stimme nahm einen weichen Ton der Rührung an — „ich liebe Dich als den Spielgefährten meiner glücklichen Kindheit, — ich liebe Dich als den wahren, aufrichtigen, zuverlässigen und uneigennützigen Freund, der mir in späteren Tagen der Trübsal oft tröstend und rathend zur Seite stand, — der mich vor Verzweiflung bewahrte, als —"

Ninon unterbrach sich plötzlich selbst. Ihre Stimme war zitternd geworden, und nur mühsam unterdrückte sie die Thränen, die gewaltsam hervorbrechen wollten.

Nach kurzer Zeit jedoch hatte sie so viel Fassung gewonnen, um fortfahren zu können, und sagte

sehr ernst, indem ihre Stimme stockte und zwei Thränen langsam und unaufgehalten über ihre Wangen herabrollten.

„Kannst Du Dich denn nicht mit meiner Freundschaft begnügen?“

„Ich werde es wohl müssen, da mir nichts Anderes zu Theil werden soll!“ sagte er mit kläglichem Tone.

„Und willst Du fortfahren, mir Freund zu sein, wie Du es dem Kinde, der Jungfrau, dem gefallenen Weibe, stets gewesen bist?“

„Bei Gott, das will ich!“ rief er feurig aus. „Kann ich durchaus Dein Mann nicht werden, so will ich Dein Beschützer, Dein Bruder sein!“

„Warum denn nicht — mein — Geliebter?“ fragte sie und sah ihn mit schelmischem Lächeln an.

„Wie! Du wolltest?“ fragte er staunend und glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen.

„Ja, ich will — wenn Du mir versprichst, nicht eifersüchtig zu sein.“

„Alwine!“ sagte er und blickte sie zweifelnd, doch mit leuchtenden Augen an.

„Nun, verdient eine solche Frage keine Ant-

wort?" fragte sie, und noch ermuthigender wurde ihr Lächeln.

„Mädchen, Du bist ein Engel!" rief im Uebermaße des Entzückens der beglückte Louis, schloß die Jugendfreundin in seine Arme und bedeckte ihren Mund mit glühenden Küssen.

Sie duldete willig seine Liebkosungen, plötzlich aber sprang sie auf, stieß ihn zurück, eilte zur Thür, öffnete sie leise und lauschte hinaus.

„Was ist Dir denn?" fragte er verwundert und wußte sich ihr Benehmen nicht zu deuten.

„Graf St. Romain kommt so eben in Begleitung eines andern Mannes die Treppe herauf," sagte sie hastig. „Er darf jetzt nicht mit Dir zusammentreffen, und doch würdest Du ihm unfehlbar begegnen, verließest Du meine Wohnung. Daher schnell hier herein."

Damit zog sie den nur schwach Widerstrebenden mit sich fort in ihr Schlafgemach, öffnete hier eine Tapetenthür, die so künstlich angebracht war, daß man sie ohne genauere Untersuchung für einen Theil der Wand halten mußte, und schob ihn hinein, noch ehe er sich recht besinnen konnte, was mit ihm vorging.

„Verdammt!“ murmelte er, als er sich in dem finstern Verstecke eingesperrt fand, der wahrscheinlich nicht ganz ohne Absicht hier angebracht war. „Verdammt! Sollte er wirklich das unverschämte Glück gehabt haben, zu gewinnen und folglich seine glänzende Rolle noch länger fortspielen zu können?“

„In diesem Falle erforderte es freilich die Klugheit, daß ich bis zum Ende bei ihm ausharre, und das wird selbst nach einer solchen Verzögerung sicher nicht lange auf sich warten lassen.“

„Aber gleichviel!“ setzte er, sich selbsttröstend, hinzu. „Bin ich doch jetzt meines Glückes bei meiner theuren Alwine gewiß. Ist mir auch ihr Besitz auf andere Weise gesichert, als ich mir dieß in meinen Träumen von Glück vorstellte, so bin ich doch wenigstens in jeder Beziehung des Grafen bevorzugter Nebenbuhler! — Denn ich besitze Alwinens Vertrauen, ihre Freundschaft, — selbst ihre Liebe, so weit die arme Getäuschte, Betrogene, dieß Gefühl noch zu empfinden vermag, — ihn verachtet, haßt sie!“

Mit diesen Gedanken tröstete er sich, indem er sich in die weichen Polster eines bequemen

Armsessels versenkte, den seine umhertastende Hand ihn auffinden ließ.

Während dessen hatte Ninon ein Buch ergriffen und eine kokette Lage auf ihrem Divan eingenommen.

Als Julius mit dem Fremden, dessen Bekanntschaft er bei Frascati auf eine so eigenthümliche Weise gemacht hatte, bei ihr eintrat, schien sie in ihre Lectüre so sehr vertieft zu sein, daß sie die Herren erst bemerkte, als der Graf sie anredete, um ihr in dem Fremden den Herrn von Wassiltschikoff, einen vornehmen und reichen Russen, vorzustellen.

Schnell erhob sie sich, empfing den jungen Mann mit dem Anstand und der Anmuth einer wirklichen Gräfin und wußte sogleich mit einer Gewandtheit, als sei sie daran gewöhnt, die Honneurs in einem Salon zu machen, ein interessantes Gespräch in Gang zu bringen, an dem jedoch Herr von Wassiltschikoff nur einsylbig Antheil nahm; denn seine Lippen verstummten, während seine Augen voll Bewunderung, doch auch voll begehrenden Verlangens, auf der reizenden Erscheinung Ninon's hafteten.

7.
Die Flucht aus dem Bagno.

Die Arbeitszeit in dem Bagno von Toulon ging zu Ende; die Stunde, zu welcher die Galeeren-Züchtlinge in ihre gemeinschaftlichen Schlafsäle, so wie in ihre einsamen Zellen zurückgetrieben werden sollten, war beinahe abgelaufen; die Dämmerung, durch das ungemein trübe Wetter und den dicht umwölkten Himmel beschleunigt, senkte sich bereits auf die Erde nieder und zwang die Aufseher der Sträflinge, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln, da flüsterte einer der Unglücklichen, welche von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind, zu seinem Kettengenossen, mit dem er unter der Aufsicht einer Schildwache in einiger Entfernung von allen übrigen Arbeitern beschäftigt war:

„Weißt Du wohl, Dominique, daß es mir gar nicht mehr in Toulon gefällt, nnd daß ich daher große Lust hätte, eine Reise zu unternehmen?"

„Na," meinte sein Gefährte, „da gibt es wohl schwerlich unter uns Allen nur einen Einzigen, der nicht eben so l u s t i g wäre, wie Du; aber leider steht die L u s t auf einem Blatte und die B e f r i e d i g u n g derselben auf einem ganz andern. —

Mit der bloßen Reiselust ist es daher nicht abgethan."

„Und warum nicht?" entgegnete der Erste. „Ich habe einmal irgendwo gelesen, daß der Mensch Alles kann, was er ernstlich will, er muß nur nichts wollen, was er nicht kann."

„Ja, da liegt eben der Hund begraben, oder der Hase im Pfeffer, Charles," sagte Dominique. „Was man nicht kann!"

„Du bist ein Dummkopf," lachte der, welchen sein Kamerad mit dem Namen Charles angeredet hatte. „Was man nicht kann, das heißt in dieser Bedeutung nicht mehr und nicht weniger, als: Das Unmögliche!"

„Nun, und es ist etwa nicht unmöglich, daß wir unsere Reiselust befriedigen?" brummte Dominique verdrießlich.

Ohne auf diese Frage zu antworten, that Charles die Gegenfrage:

„Hast Du schon davon gehört, daß eine oder die andere der Rothkappen glücklich von hier entflohen ist?"

„Allerdings, da hast Du Recht!" sagte Dominique, und schenkte den Worten seines Gefährten

von nun ab die gespannteste Aufmerksamkeit; denn es dämmerte der Gedanke in ihm auf, daß die Freiheit am Ende doch wohl nicht so ganz unerreichbar sein mochte, wie er es bisher geglaubt hatte.

„Nun," fuhr Charles in seiner Abhandlung fort, „da siehst Du also selbst, daß es nicht unmöglich ist, von hier aus eine Reise anzutreten; denn was einmal, mehrmals sogar, geschah, das kann natürlich jeden Tag noch einmal wieder geschehen."

„Ja, das läßt sich nicht leugnen," sagte Dominique; „aber die Schwierigkeiten — die großen, die ungeheuren Schwierigkeiten!"

„Narr," spottete Charles, „wer sich an Schwierigkeiten stoßen wollte, der würde nie etwas Großes, etwas Ungewöhnliches erreichen! Uebrigens kann ich nicht einsehen, daß die Schwierigkeiten, welche wir zu überwinden haben würden, so groß, so ungeheuer sind, wie Du sie in Deiner Albernheit zu machen beliebst," sagte Charles, und seinen Mund umspielte ein Zug des Hohnes über die beschränkten Geisteskräfte seines Genossen. — „Laß einmal hören, worin bestehen denn Deiner Meinung nach die ungeheuren Schwierigkeiten, die wir zu besiegen haben würden?"

„Zuerst," erwiderte Dominique und schüttelte an der Kette, die ein inniges Band zwischen ihm und seinem Kameraden bildete — „dieser Schmuck hier!"

„Nun, den durchfeilt man ohne große Mühe mit einer Uhrfeder."

„Ja, ganz schön; aber wo soll man denn hier eine Uhrfeder herbekommen?"

„Die muß ein gescheidter Kerl jederzeit zu seiner Verfügung haben."

„So?!" fragte Dominique ungläubig; „bist Du etwa so ein gescheidter Kerl?"

„Das versteht sich, und zum Beweise gebe ich Dir die Versicherung, daß ich Dich und mich im Nu von unserer Kette frei machen kann, sobald es mir beliebt. Schon seit mehreren Tagen ist sie bis auf ein kleines Stückchen durchgefeilt, und meine Angst ist nicht etwa, daß sie sich zu schwer zerreißen läßt, sondern im Gegentheil nur, daß sie nicht lange genug hält."

„Wirklich?" fragte Dominique ganz verwundert, starrte seinen Genossen halb ungläubig, halb ehrerbietig über dessen wunderbare Geschicklichkeit an und richtete dann die Blicke forschend auf die

Kette, als wollte er die Stelle erspähen, wo sie durchfeilt war.

„Ganz gewiß!“ versicherte Charles.

„Höre, Du bist hier noch ganz grün, kaum drei Monate unter uns, während ich schon zu den Alten gehöre, aber fast hätte ich Lust, Dich für meinen Meister anzuerkennen.“

„Thue das immerhin,“ sagte Charles mit dem stolzen Lächeln der Ueberlegenheit, „und Du kannst Dich darauf verlassen, daß Du sehr bald die Luft der Freiheit athmen sollst. — Auf wie lange, das ist dann freilich die Sache Deiner eigenen Klugheit.“

„Aber,“ fragte Dominique, nur mit dem einen Gedanken beschäftigt, „wie hast Du es denn möglich gemacht, unsere Kette durchzufeilen, ohne daß ich, der ich Tag und Nacht nicht einen Augenblick von Deiner Seite komme, davon auch nur das Geringste gemerkt habe?“

„Das ist mein Geheimniß,“ sagte Charles und lächelte wieder auf seine eigene, geringschätzige Weise. — „Doch nenne nun Deine ungeheuren Schwierigkeiten weiter.“

„Ist das etwa keine?“ sagte Dominique ver-

drießlich über den Spott seines Genossen. Dabei deutete er verstohlen auf die Schildwache, deren Aufsicht sie übergeben waren.

„Das?“ fragte Charles. „Nein, das ist wahrlich kein Hinderniß, sondern weit eher ein Beförderungsmittel, — ein Vorspann für unsere Reisekutsche. Betrachte Dir einmal das ausgezeichnete Schafsgesicht dieses Vaterlandsvertheidigers genauer. Bedenke, daß er uns, seiner strengen Instruction ungeachtet, schon seit einer Viertelstunde ganz ungehindert vertraulich und gemüthlich mit einander schwatzen läßt, während wir den Deckmantel gebrauchen, unsere Arbeit mit allem Eifer fortzusetzen, und beantworte Dir dann selbst die Frage, ob so ein Einfaltspinsel trotz Muskete und Seitengewehr wohl im Ernst ein Hinderniß für ein Paar pfiffige und entschlossene Kerle, wie wir Beide, sein kann?“

„Hm!“ brummte Dominique, indem er sich den Soldaten genauer betrachtete, „ich glaube wahrlich, Du hast mit dem Schafsgesicht Recht. — Ich hatte mir den Burschen noch gar nicht angesehen; denn ich hasse den Anblick dieser eingebildeten uniformirten Tagediebe und Hungerleider, die nur zum Plack ehrlicher Leute auf der Welt

zu sein scheinen, und vermeide es daher so viel wie irgend möglich, unsere Schildwachen anzusehen."

„Daran erkennt man wieder recht deutlich, wie dumm Du bist, Dominique," sagte Charles geringschätzig. „Ich sehe mir im Gegentheil Alle sehr genau an, um daraus ermessen und beurtheilen zu können, auf welche Weise sie sich vielleicht zu meinem Plane benutzen lassen, der natürlich von dem ersten Augenblicke meines Eintrittes in diese königliche Erziehungs- und Pensionsanstalt an in nichts Anderem bestand, als mich der königlichen Gastfreundschaft so bald als möglich wieder zu entziehen; denn ich liebe es nicht, von fremden Wohlthaten zu leben, sondern ziehe es vor, für meine Beköstigung und meine sonstigen Bedürfnisse selbst zu sorgen. Ich habe daher diesen Prachtburschen gleich von allem Anfang, als ich die Ehre hatte, seine Bekanntschaft zu machen, ganz besonders in mein Herz geschlossen und vorzüglich auf ihn die Hoffnung meiner baldigen Abreise von hier gestützt, die — mit Deiner gütigen Erlaubniß und Theilnahme — binnen wenigen Minuten Statt finden wird, wenn sich nicht ein ganz besonderes und unerwartetes Hinderniß ent-

gegenstellt. — Nun also weiter in der Aufzählung Deiner furchtbaren Hindernisse, bei denen ich aber bis jetzt noch nicht die geringste Veranlassung zur Furcht sehe."

„Und die hohe Mauer, die den ganzen Bagno umschließt?" fragte Dominique, indem er auf das erwähnte Hinderniß deutete, das sich in geringer Entfernung von ihnen hinzog.

„Bist Du so feig, daß Du den Sprung die Paar Fuß hinunter fürchtest?"

„So dumm bin ich nicht, daß es mich in Verlegenheit setzte, hinunter zu kommen," sagte Dominique, ärgerlich über den fortwährend geringschätzenden und spöttischen Ton, den sein Kamerad gegen ihn annahm; „aber wie ich hinauf kommen soll, das weiß ich nicht, da ich nicht klettern kann, wie eine Katze."

„Getraust Du Dir, ohne allzu große Anstrengung da hinauf zu kommen?" sagte Charles und deutete auf einiges Holzwerk, welches dicht neben einer Seitenpforte aufgehäuft lag und beinahe zum obern Rande der Umhegungsmauer hinaufreichte.

„Das ist Kinderspiel!" erwiderte Dominique nach einem flüchtigen Blicke auf das Holzwerk;

„aber was könnte das nützen? Dicht neben der Thür steht draußen das Schilderhaus, und man könnte da nicht über die Mauer springen, ohne augenblicklich von der Schildwache bemerkt zu werden.“

„Du Narr,“ sagte Charles, „gerade in dem Umstande liegt die größte Sicherheit des Entkommens; daß die Schildwache auf jener Seite entweder ununmittelbar unter dem Holzhaufen steht, oder doch jedenfalls darunter vorübergeht, ist unser größter Vortheil, und den Holzhaufen hätte man gewiß da nicht liegen lassen, wären nicht zum Glück unsere hochlöblichen Behörden — vor denen ich übrigens allen möglichen Respect empfinde — eben so einfältig und kurzsichtig wie Du selbst.“

Der Vergleich mit den Behörden schien den Herrn Dominique mehr zu verdrießen und zu beleidigen, als die früheren Stichelreden seines Kameraden; denn er sagte ziemlich aufgebracht und beinahe in drohendem Tone:

„Höre, Charles, nun habe ich Deinen Spott satt. Erkläre mir daher ohne weitere Umstände und ohne alle höhnischen Nebenbemerkungen Deine Absichten, Deine Pläne, wenn Du willst, daß ich

daran Theil nehmen und Dich vielleicht dabei unterstützen soll. Wo nicht, so zeige ich Dich noch heute an, und bitte, mich von Dir zu trennen, da Du nicht nachläßt, mich zur Flucht bereden zu wollen.“

„Dazu bist Du doch nicht dumm genug,“ sagte der unverbesserliche Charles; „aber wenn mein Spaß Dich verdrießt, so will ich nun in allem Ernste zu Dir sprechen, und zwar um so mehr, da nur noch wenige Minuten bis zur Ausführung meines Fluchtplanes sind. — Höre mir also aufmerksam zu, und ich denke, Du wirst dann gern alle den Weisungen folgen, die ich Dir zur weitern Sicherung unserer beiderseitigen Flucht ertheile.“

„Na, wenn Du so sprichst,“ entgegnete Dominique, schnell besänftigt, „dann sollst Du an mir einen treuen Genossen und Gehülfen haben; denn Dich verlangt gewiß nicht mehr nach der Freiheit, wie mir; bist Du doch erst seit drei Monaten hier und ich beinahe schon seit drei Jahren.“

„Nun gut,“ sagte Charles, „so höre — aber mit der erforderlichen Aufmerksamkeit. — Hinderniß Nr. 1: Die Ketten — das laß meine Sorge

sein. Sobald das Zeichen zur Rückkehr in die Schlafsäle ertönt, befreie ich uns im Nu davon — wie durch die Zaubergewalt eines Taschenspielers — darauf darfst Du Dich verlassen."

„Also Hinderniß Nr. 2?" fragte Dominique. Unser Schafskopf von einer Schildwache?"

„Sobald ich uns von der Kette befreit habe, schlagen wir sie ihm, ehe er es erwarten kann, um die Ohren, fallen Beide über ihn her, schlingen ihm das Stück Segeltuch, das ich dort zu dieser Absicht schon bereit gelegt habe, um den Kopf, befestigen es, so gut es in der Eile gehen will, laufen dann nach jenem Holzhaufen, klettern hinauf, springen auf der andern Seite hinunter und verfolgen unsere Flucht!"

„Halt! Halt!" sagte Dominique ängstlich. „Das ist sehr leicht gesagt, aber sehr schwer gethan. — Das mußt Du mir erst noch deutlicher machen; denn Du bist nun einmal mein Lehrmeister, obgleich ich, wie ich Dir schon früher sagte, zu den Alten gehöre und Du nur noch ein Gelbschnabel bist."

„Wenn Du meine Ueberlegenheit so willig anerkennst, Dominique," sagte Charles — und es

schien fast, als fühlte er sich geschmeichelt — „so vernimm dann meine Instructionen.“

— Dominique war ganz Ohr, und Charles sagte nun rasch hinter einander, denn die Zeit drängte, wenn ihn nicht der günstige Augenblick überraschen sollte, ohne die Unterweisung seines etwas begriffsstützigen Kameraden beendigt zu haben:

„Sobald das Signal zur Rückkehr in den Schlafsaal ertönt — nicht eher, aber auch nicht später — streifen wir unsere Kette ab. Du wirst dazu Deinerseits nichts nöthig haben, als einen tüchtigen Ruck oben an dem Ringe der Hand und unten an dem des Fußes, und sie wird abfallen, wie ganz von selbst. — Ohne unserem Tölpel von Soldaten Zeit zu lassen, sich über unser Thun zu wundern oder ein Allarmzeichen zu geben, fallen wir über ihn her, halten ihm den Mund zu, reißen ihn zu Boden, umwickeln ihm den Kopf, wie schon gesagt, mit dem Segeltuch. — Das Alles muß so schnell und ihn so sehr überraschend erfolgen, daß es ihm unmöglich ist, sein Gewehr abzufeuern oder auch nur ein Geschrei auszustoßen, und darin besteht eigentlich die einzige Schwierigkeit unserer ganzen Unternehmung. — Ehe er sich

dann von seinem Schreck erholen, oder von dem Segeltuch frei machen kann, müssen wir jenseits der Mauer sein. — Um eine sichere Aussicht des Gelingens zu haben, müssen wir es so abpassen, daß wir in dem Augenblicke des Signals gerade hinter jener Hütte sind, die uns den Blicken der anderen Arbeitsposten vollständig verbirgt. Gut ist gut, und die trübe Luft könnte uns wohl allenfalls den Blicken der Anderen entziehen; aber besser ist besser, deßhalb soll die Hütte uns decken. Da läufst Du dann, ohne Dich um mich, noch um sonst irgend etwas zu kümmern, der Mauer zu, erkletterst, so viel wie möglich jedes Geräusch vermeidend, den Holzhaufen neben dem Seitenpförtchen, lauerst den Augenblick ab, wo die Schildwache, die gewiß nicht in die Höhe sehen wird, wo die Schwalben fliegen, gerade unter Dir ist, springst ihr mit aller Macht auf die Schultern, so daß Du sie unter Dir niederwirfst, und läufst dann, ehe der Soldat aufspringen und sich besinnen kann, in der Richtung links an der Mauer hin, so schnell Du irgend vermagst; denn von der Geschwindigkeit Deiner Flucht hängt das Gelingen derselben ab."

„Aber wo soll ich mich dann verbergen?"

fragte Dominique, der mit offenem Munde den Weisungen seines Genossen zuhörte.

„Bist Du denn in Toulon ganz fremd?“ fragte Charles, und ein lauernder Zug umspielte dabei seinen Mund.

„Ich habe es zum ersten Male in meinem Leben erblickt, als ich vor drei Jahren hierher transportirt wurde,“ entgegnete Dominique, „und daß man uns da nicht viel Zeit ließ, uns mit den Sehenswürdigkeiten und Annehmlichkeiten der Stadt bekannt zu machen, das kannst Du Dir wohl denken und weißt es sogar aus eigener Erfahrung.“

„Desto besser,“ brummte Charles vor sich hin, sogleich aber fügte er verständlicher hinzu: „Nun, das thut nichts; denn Du kannst nicht fehlen. — Nicht gar weit hin an der Mauer wirst Du rechts einen schmalen Weg bemerken, der erst zwischen Gärten hinläuft und dann zu einem Seitengäßchen führt. Da gehst Du hinein. Nach etwa sieben- bis achthundert Schritt findest Du eine Gartenthür, mit einem verwitterten Schilde darüber, das die kaum leserliche Inschrift führt: „Oeffentlicher Garten!“ — Da gehst Du hinein. Der Garten gehört zu dem Cabaret des Vaters

Meunier, eines ehrlichen Alten, der aus eigener Erfahrung weiß, wie einem entsprungenen Galerien zu Muthe ist, und der daher aus aufrichtiger Theilnahme jederzeit gern bereit ist, einem Freunde in der Verlegenheit beizustehen und ihm zu seinem glücklichen Fortkommen behülflich zu sein. — Den mußt Du heimlich aufzusuchen bemüht sein, und gelingt Dir das, so bist Du gerettet!"

„Aber wenn es mir nicht gelingt?" fragte Dominique zweifelnd.

Doch in diesem Augenblicke ertönte das Zeichen, welches den Schildwachen, die auf den verschiedenen Arbeitsplätzen vertheilt waren, das Signal gab, die ihrer Aufsicht übergebenen Züchtlinge zu dem allgemeinen Sammelplatze vor dem Hauptgebäude zurückzuführen, wo dann die Namen Aller verlesen wurden, bevor man sie in den allgemeinen Schlafsälen unter die gewaltigen Ketten legte, deren jede immer eine ganze Reihe der Sträflinge an ihre harten Schlafstellen fesselt.

Im Nu waren, wie Charles es versprochen hatte, die Ketten abgestreift, der Soldat mit dem einfältigen Gesichte von den beiden Verbrechern zu Boden geworfen und mit dem Segeltuche umhüllt,

ohne daß er nur einen lauten Schrei auszustoßen vermocht hatte. Kurz, Alles gelang ganz vortrefflich und ohne die geringste Störung ganz so, wie es von Charles angeordnet war.

Dominique erreichte den Holzhaufen und erkletterte ihn mit der Behendigkeit einer Katze; Charles folgte ihm in geringer Entfernung, nachdem er sich zuvor eines derben Stückes Holz bemächtigt hatte, das er im Falle der Noth als Waffe zu benützen gedachte.

Dominique paßte glücklich den Augenblick ab, wo die Schildwache, die ihn wirklich nicht bemerkt hatte, sondern nur immer gerade auf ihren Weg vor sich hinsah, dicht unter ihm war, sprang dann dem Soldaten auf die Schultern, und Beide stürzten mit einander zu Boden. Aber Dominique war so ungeschickt gefallen, oder auch vielleicht mit so wenig Berechnung gesprungen, daß der Soldat sich ohne Zweifel noch vor ihm aufgerafft und ihn festgehalten haben würde, wäre nicht Charles seinem Kameraden in eben dem Augenblicke zu Hülfe gekommen, als die Schildwache den ersten Ton zu dem lauten Allarmruf ausstieß. Aber mit der Kaltblütigkeit und der ruhigen Berechnung eines voll-

endeten Verbrechers sprang Charles dem Soldaten, der noch immer auf dem Bauche lag, mit aller Gewalt von der nicht unbedeutenden Höhe der Mauer herab auf den Rücken, gerade zwischen beide Schulterblätter, so daß der Unglückliche mit einem dumpfen Stöhnen zusammenbrach, vielleicht um nie wieder aufzustehen; denn ein Blutstrom drang ihm aus Mund und Nase, und er blieb regungslos liegen.

„Fort, fort!“ rief Charles seinem Genossen zu, der sich inzwischen aufgerafft hatte und am ganzen Körper zitternd dastand.

Dominique ließ sich das nicht zweimal sagen, und nach wenigen Secunden war er den Augen seines ihm nachblickenden Kameraden in der rasch zunehmenden Dämmerung entschwunden.

„Lauf nur zu, Du Tropf,“ sagte Charles und lachte höhnisch. „Dich werden sie bald genug wieder erwischen, aber immerhin; denn Deine Verfolgung sichert mir ein glückliches Entkommen.“

Dabei bückte er sich, raffte das Käppi des Soldaten auf, der noch immer leise wimmernd und ohne sich zu rühren am Boden lag, stülpte es auf seinen kahlgeschorenen Kopf, riß den Wachtmantel von dem Nagel in dem Schilderhause herab, fuhr

eiligst in die Aermel hinein und knöpfte ihn zu, während er in der Richtung davon lief, welche der von Dominique eingeschlagenen entgegengesetzt war.

„Hallo, hallo!“ rief er dabei, so laut er rufen konnte. „Es ist ein Züchtling entsprungen!“

In geringer Entfernung stand wieder eine Schildwache.

„Schieß, Bridon, schieß!“ rief er dem Posten zu; denn trotz der kurzen Zeit seines Aufenthaltes im Bagno kannte er schon die Namen der meisten Soldaten. — „Schieß, Bridon! Es ist Einer entsprungen und hat dem armen Morillon eins versetzt, daß er wohl daraufgehen wird!“

Dabei lief er beständig weiter, immer den Ruf wiederholend:

„Hallo, hallo! Es ist ein Züchtling entsprungen!“

Ohne sich den Kopf darüber zu zerbrechen, woher der vermeintliche Kamerad die Kunde hatte, feuerte Bridon sein Gewehr ab; mehrere Schüsse der rings um das Bereich des Bagno stehenden Posten folgten, und ehe einige Minuten vergingen, war nicht nur in dem Bagno selbst, sondern auch in

ganz Toulon Alles auf den Beinen und in Aufruhr.

Charles fing jetzt an langsamer zu gehen; denn er hatte nun keine Schildwache mehr zu passiren, und schnelles Laufen hätte ihn daher nur verdächtig machen können. Ruhigen Schrittes verfolgte er deßhalb seinen Weg durch die einsame Vorstadt, und als nach kurzer Zeit die große Lärmkanone ertönte, welche ganz Toulon und dessen Umgebung von der Entweichung eines Züchtlings benachrichtigte und zu dessen Ergreifung aufforderte, da sagte dieser:

„Ich danke gehorsamst für das Ehrengeleit! — Jetzt aber müßtet Ihr klüger sein, als Ihr in der That seid, wolltet Ihr den Charles Brandon nun noch ergreifen! — Den sollt Ihr gewiß so bald nicht wieder in Euere Klauen bekommen!“

8.

Ein Abend bei der schönen Wienerin.

Als Ninon ihre eben so unerwarteten als unwillkommenen Gäste aufgefordert hatte, Platz zu nehmen, ohne die geringste Verwunderung über den späten Besuch zu äußern, brachte sie, wie wir

erwähnten, mit liebenswürdiger Gewandtheit ein Gespräch in Gang, nach einiger Zeit aber fragte sie mit jener Anmuth, welche sie, gleich einer echten Pariserin, so gut anzunehmen verstand:

„Ist Ihnen vielleicht etwas zum Souper gefällig, Herr Graf?“

„Wir danken, meine reizende Ninon,“ entgegnete Graf Julius. „Wir kommen so eben von Very, wo wir ganz leidlich soupirt haben, und wenn ich von mir selbst auf unsern geehrten Ausländer schließen darf,“ — dabei blickte er, sich verneigend und wie dessen Zustimmung fordernd zu Herrn von Wasiltschikoff hinüber „so ist unser Hunger vollkommen gestillt, was aber den Durst betrifft, so weißt Du wohl, mein Engel, daß der beständig neue Nahrung verlangt, ohne so leicht befriedigt zu werden, obgleich wir auch in dieser Beziehung schon eine ganz leidliche kleine Vorlage gemacht haben.“

Dabei blinkte er Ninon leicht verstohlen zu, indem er auf den jungen Russen deutete. Es hätte indeß eines solchen Winkes nicht bedurft; denn die Lorette errieth gleich bei dem ersten prüfenden Blicke, den sie mit echt-weiblichem Forscherauge auf den

Herrn von Wasiltschikoff richtete, daß derselbe einen leisen Anflug von einem Rausche hatte, ja, beinahe schon mehr als das.

„Daher," fuhr Julius von St. Romain fort, „könnte es nichts schaden, wenn Du uns etwas zu trinken brächtest; — sind Sie nicht auch der Meinung, mein theurer Freund?" fragte er den Russen.

„Versteht sich!" stimmte dieser bei. „Das Trinken ist stets gut und unter allen Umständen rathsam; ganz besonders aber bin ich jetzt dazu aufgelegt, da ich hoffe, daß die reizende Hebe uns den Pokal mit ihren Rosenlippen credenzen wird. — Aber ich rechne auf etwas Gutes, um die vortreffliche Meinung zu bestätigen, die ich seit meinem Hiersein, besonders aber seit diesem Abend, von den Weinen dieses herrlichen Landes bereits gefaßt habe."

„Nun gut," sagte Julius, nach dieser russischen Vertheidigungsrede des Trinkens, zu Ninon, „so besorge uns einige Flaschen Montrachet. Die Witwe Cliquot, diese sehr achtbare Matrone aus der Champagne, hast Du natürlich vorräthig, und den Schluß mache dann ein exquisiter brennender Punsch, wie Du ihn so gut zu brauen verstehst!"

„Wollen Sie ihn denn total betrunken machen?“ flüsterte Ninon heimlich ihrem Geliebten zu.

„Närrchen,“ entgegnete er mit eben so leiser Stimme, „ich glaube der Versuch würde uns Beide eher unter den Tisch bringen, als ihn; denn so ein Russe kann ungeheuer viel vertragen. — Was sollte es mir denn übrigens auch für Vortheil bringen, — oder für Spaß machen,“ fügte er rasch hinzu, als fürchtete er, zu viel gesagt zu haben, „wenn er sich um den Verstand tränke? — Ich hätte dann nur die Plage, ihn wie einen Mehlsack oder ein Stück Holz nach seinem Hotel zu schaffen.“

„Sie haben wohl die Güte, unserer liebenswürdigen Wirthin zu sagen, wie viel sie besorgen soll?“ wendete er sich darauf zu dem Herrn von Wasiltschikoff.

Dieser, welcher schon zuvor von Julius seine Instructionen empfangen hatte und demnach wußte, daß er die Kosten der Bewirthung zu bestreiten haben würde, welche scheinbar von Ninon ausging, verstand den Wink. Er nahm daher bereitwillig aus seiner Brieftasche eine Banknote und überreichte sie Ninon, indem er ihr dabei die Hand küßte, die er zugleich zärtlich zu drücken wagte, nicht

ohne mit Entzücken einen leisen Gegendruck zu fühlen.

„Ei, wie galant," sagte Ninon, und ihr Gesicht wurde von einem freundlichen Lächeln überflogen; doch dieses galt nicht etwa dem Kusse und dem Drucke, den ihre Hand empfangen, sondern der Zahl tausend, die sie mit einem flüchtigen Blicke auf dem Bankbillet erkannt hatte. Das Lächeln sprach daher zugleich ihren Dank für das freigebige Geschenk aus, welches ihr der liebenswürdige Ausländer auf diese Weise machte; denn es hätte ganz wider den Gebrauch verstoßen, der bei dergleichen Gelegenheiten üblich war, und wäre zugleich ein Beweis übermäßiger Knickerei gewesen, hätte ein Mann, der einer Lorette, bei welcher er zu Gaste war, auf solche Weise Geld einhändigte, den übrigen Betrag zurücknehmen wollen.

Ninon zog, als sie die Banknote empfangen hatte, die elegante Klingelschnur, die über ihrem Divan hing und es erschien ein weiblicher Cerberus, eine bejahrte Duenna, welche das allgemeine Gerücht als den abschreckend häßlichen Drachen bezeichnete, der die Früchte dieses irdischen Paradieses bewachte.

Nun ja, schön war sie allerdings nicht, die alte Margot; das ließ sich auch bei ihren fünf bis sechs und sechzig Jahren nicht erwarten. Aber häßlich konnte man sie deßhalb doch keineswegs nennen, oder wenigstens nicht unbedingt; denn obgleich sich Runzel an Runzel in ihrem Gesichte reihte und dieses finster und mürrisch aussah, als drücke es irgend ein Kummer oder eine schwere Sorge, so lag dennoch in den verwitterten Zügen ein so unverkennbarer Zug der Sanftmuth und Herzensgüte, daß das Kennerauge manches Malers vielleicht nicht Anstand genommen haben würde, bei dem Anblicke Margot's in künstlerischem Enthusiasmus auszurufen:

„Was für ein schöner Alter-Weiber-Kopf!“

Die Alte grüßte den Grafen Julius zwar nicht eben unfreundlich, doch mit unverkennbarer Kälte; auf den Russen aber richtete sie einen Blick, der ein eigenthümliches Gemisch von Haß, Widerwillen und Bitterkeit auszudrücken schien, während er zugleich mit ernstem Forschen einige Secunden lang auf ihm ruhte. Darauf richtete sie die Augen, in denen eine Thräne zu perlen schien, zum Himmel empor, seufzte tief und schwer und fragte nun erst

nach den Befehlen ihrer Herrin, die sie dabei mit einem unaussprechlich wehmüthigen Ausdruck ansah.

Als die Alte die Aufträge Ninon's empfangen hatte, ging sie, ohne ein Wort gesprochen zu haben, hinaus, um das Bestellte zu besorgen.

„Um uns die Zeit zu vertreiben, bis der Wein kommt," sagte Julius nach der Entfernung Margot's, „sollten wir ein Spielchen machen! — Was meinst Du dazu, Ninon?"

Ein ausdrucksvoller Wink begleitete diese Frage.

„Sie wissen wohl, Herr Graf," entgegnete Ninon, „daß ich das Spiel mit Leidenschaft liebe. Wenn daher der Herr von Wa — Wati — "

„Wasiltschikoff!" half ihr der Russe ein.

„Wenn also der Herr von Wasiltschikoff die Güte haben wollte, uns ein kleines Pharao-Bänkchen zu legen, so würde ich mit Vergnügen das bekannte Orakel darüber entscheiden lassen, wer von uns Beiden mehr Glück in der Liebe hat."

Dabei machte sie dem Russen eine artige Verbeugung und sah ihn zugleich mit einem vielversprechenden Lächeln an. Er konnte daher nicht umhin, sich auf der Stelle zu der Erfüllung ihres Wunsches bereit zu erklären, und indem er eine

ziemlich bedeutende Summe in Gold und Banknoten auf den Tisch breitete, sagte er lachend:

„Wenn Sie es auf die Entscheidung ankommen lassen wollen, reizende Ninón, so bedaure ich Sie von ganzem Herzen, weil es dann eben so gut ist, als hätte ich Ihre ganze Sparkasse bereits in meiner Bank.“

„Bauen Sie nicht zu fest auf diese Entscheidung,“ sagte Ninon, zwar noch immer scherzend, jedoch mit einem unverkennbaren Anklange von Wehmuth. „Gar oft trügt der Schein, und das geblendete Auge hält für Glück in der Liebe, was nur die Quelle bitterer Schmerzen ist. Ich rathe Ihnen daher, Ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Vertheidigung Ihres Geldes zu verwenden; denn es ist mir gegenüber keineswegs so sicher, wie Sie zu glauben scheinen, und es wäre leicht möglich, daß Sie zu Ihrem großen Schaden erführen, es sei bei unserem Kampfe das Spielglück auf meiner, das Liebesglück also auf Ihrer Seite.“

Dabei überreichte sie dem Russen die Karten und nahm an seiner Seite Platz.

„Die Gefahr, vor der Sie mich warnen,“ sagte er galant, und begann zugleich die Karten zu

mischen, „könnte mich leicht bewegen, mich ihr blind entgegenzustürzen; denn Ihren Worten nach wäre mein Glück begehrenswerther, als das Ihrige, und könnte nicht mit zu vielem Golde erkauft werden.“

Nach diesen Worten, die einer Liebeserklärung ähnlich sahen, wie ein Tropfen Wasser dem andern, zog er einen kostbaren Diamantring vom Finger, überreichte ihn Ninon und sagte:

„Der Reifen ist mir bei dem Mischen und Abziehen der Karten im Wege; ich bitte daher unsere reizende Wirthin, ihn als ein kleines Andenken von mir anzunehmen.“

Ninon sah ihn staunend an; denn eine solche Freigebigkeit, wie der Russe sie nun schon zum zweiten Male während ihres kurzen Beisammenseins bewies, kam selbst ihr, die an den Umgang mit Verschwendern gewöhnt war, als wahrhaft fürstlich vor. Sie nahm indeß den Ring, wie sie vorher die Banknote genommen hatte, das heißt, als ob das so sein müßte. Aber sie lächelte noch freundlicher, wie zuvor, und sagte mit bedeutungsvoller Betonung:

„Mein Herr, Sie verpflichten mich zu sehr.“

Julius erhob drohend den Finger gegen sie, und ein eigenthümlich spöttisches Lächeln umzog seinen Mund, indem er einen flüchtigen Blick auf den Russen richtete.

Dann aber begann das Spiel, verbannte jede Unterhaltung, ausgenommen etwa einige einsylbige Wörter, und fesselte beinahe ausschließlich die ganze Aufmerksamkeit der drei Spieler. Ninon, besonders aber Julius, wußten den halben Rausch des unerfahrenen Bankhalters so geschult zu benutzen, daß dessen Bank, obgleich sie sich keines eigentlichen Betruges schuldig machten, schon bedeutend zusammengeschmolzen war, als die alte Margot mit dem Weine kam.

Ohne das Spiel zu unterbrechen, wurde dem starken Montrachet, den nur die festesten Köpfe vertragen können, tüchtig zugesprochen, indem Ninon mit ihren Rosenlippen von jedem Glase nippte, welches sie dem Russen reichte, der sich dadurch angefeuert fühlte, es rasch zu leeren. Julius trank nur eben so viel, als er mußte, sollte seine Enthaltsamkeit nicht dem Herrn von Wasiltschikoff auffallen, was ihm dann leicht hätte verdächtig werden können. Das aber schien Julius durchaus ver-

meiden zu wollen. Indeß erweckte er dagegen Ninon's Argwohn, indem er sie aufforderte, so wenig als möglich zu trinken. Sie beobachtete daher ihren erklärten Geliebten von nun an sehr aufmerksam, wußte ihm selbst dieß aber geschickt zu verbergen, und richtete von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke voll Theihnahme auf den Russen.

Dieser war bald kaum noch fähig, irgend etwas zu bemerken; denn der feurige, weiße Burgunder, berauschend wie kaum irgend ein anderer Wein, stieg ihm schnell zu Kopfe.

Als Ninon dieß bemerkte, benützte sie irgend einen Vorwand, um sich zu entfernen. Sie schlüpfte in den Versteck Louis und flüsterte diesem hastig zu:

„Höre, ich fürchte, Dein Herr Graf führt Arges gegen den Fremden im Schilde, den er zu mir brachte, Gott weiß, in welcher Absicht, gewiß aber in keiner guten; denn er legt es mit aller Gewalt darauf an, ihn sinnlos betrunken zu machen, während er selbst so gut wie gar nichts trinkt, was ganz gegen seine Gewohnheit läuft. Auch mich nöthigt er fortwährend zum Trinken, obgleich er weiß, daß ich diese schweren Weine gar nicht liebe, und

dabei warnt er mich noch überdieß vor einem Rausche."

„Ich möchte nur wissen," sagte Louis, „ob er sein Geld verspielt hat und wo er den Fremden aufgabelte. — Was sollte er übrigens gegen denselben im Schilde führen?"

„Sie trafen sich bei Frascati," beantwortete Ninon seine erste Frage, „und Alles hat Saint-Romain auf keinen Fall verspielt; denn er pointirte baar und ziemlich hoch gegen den Russen, der uns eine Bank auflegen mußte. — Was übrigens der Graf beabsichtigen kann, weiß ich selbst nicht zu sagen; aber ich vermag mich eines beängstigenden, unheimlichen Gefühles nicht zu erwehren, und bitte Dich daher, ihnen jedenfalls auf dem Fuße zu folgen, wenn sie mich verlassen, um durch Deine Nähe ein Verbrechen zu verhüten, sollte der Graf wirklich eines beabsichtigen, wie mein ahnendes Herz mir sagt. — Jetzt aber muß ich zurückkehren, sonst möchte meine lange Abwesenheit nur auffallen und der Graf wohl unbescheiden genug sein, mich hier aufzusuchen. — Soll ich Dir durch Margarethen etwas zu trinken schicken?"

„Je nun," sagte Louis, „das könnte eben nicht

schaden, und eine Flasche Champagner würde mir wesentlichen Beistand zur Erleichterung der langen Weile leisten."

Ninon verließ ihn hierauf, schickte ihm durch Margot den gewünschten Wein, und nahm wieder an dem Spiele Theil. Dieses mußte indeß bald beendet werden; denn Wasiltschikoff hatte auf den schweren Burgunder den leichten, flüchtigen Champagner gesetzt und vermochte kaum noch die Karten zu halten. Ueberdieß hatte Julius die Abwesenheit Ninon's benützt, um die Bank beinahe ganz zu sprengen, und den unbedeutenden Rest überwies Wasiltschikoff, dessen seltene Freigebigkeit durch den steigenden Rausch nicht vermindert worden war, der aufwartenden Margot als ein Trinkgeld.

Die Alte strich es ein, aber mit einem auffallenden Wesen der Gleichgiltigkeit, und indem sie für das reiche Geschenk kaum einige kalte Worte der Dankbarkeit sagte.

Der Rausch des Russen war jetzt so deutlich bemerkbar, daß es kaum nöthig zu sein schien, ihn noch zu steigern, was auch immer die Absicht des Grafen St. Romain sein mochte, indem er ihm so auffallend zutrank. Dessen ungeachtet fragte er

ihm, ob sie jetzt den von Ninon's Meisterhand bereiteten brennenden Punsch trinken wollten, und Wasiltschikoff erklärte sich damit vollkommen einverstanden.

Julius bereitete darauf, des Ninon gezollten Lobes der Meisterschaft ungeachtet, mit eigenen Händen die Bowle, und zwar zu Ninon's großer Verwunderung auffallend schwach. Allein bald wurde ihr das Räthsel gelöst, da es ihrem beobachtenden Blicke nicht entging, daß ihr Geliebter das Glas des Russen immer verstohlen verstärkte, nachdem er es aus der Bowle mit dem wässerigen Gebräu, welches er ihr und sich selbst unvermischt einschenkte, kaum über die Hälfte gefüllt hatte.

So konnte es denn nicht fehlen, daß Wasiltschikoff binnen kurzer Zeit nur noch mit lallender Zunge sprach und daß er taumelte, sobald er einen Schritt zu machen versuchte. Ein Anderer übrigens, als ein Russe, hätte bei dem, was er getrunken, schon längst besinnungslos unter dem Tische gelegen.

Jetzt schien Graf Saint-Romain seinen Zweck erreicht zu haben; denn er sprach nun so entschieden davon, es sei Zeit, Ninon's Nachtruhe nicht länger zu stören, sondern nach Haus zu gehen, daß auch

Wasiltschikoff ihm beistimmte, nachdem einige leise Andeutungen, ob er denn nicht allein noch bleiben könnte, weder von Julius, noch von Ninon verstanden worden waren.

Als jedoch die beiden Männer eben im Begriffe waren aufzubrechen, schien Julius plötzlich noch etwas einzufallen. Er gebot Margot, ihm ein Licht auf Ninon's Schreibtisch zu stellen, und während Wasiltschikoff, nicht ohne einige nur schwach zurückgewiesene Versuche der Zärtlichkeitsäußerungen, von der reizenden Lorette Abschied nahm, schrieb Julius mit flüchtiger Hand einige Zeilen, steckte sie in die Tasche, faßte den Russen unter dem Arm, winkte seiner Geliebten einen flüchtigen Abschiedsgruß zu, und forderte Morgot auf, ihnen die Treppe hinabzuleuchten und sie zum Hause hinauszulassen.

Sobald Graf Julius und sein Begleiter das Zimmer verlassen hatten, eilte Ninon zu dem Verstecke ihres Jugendfreundes, entließ ihn seiner Haft und sagte hastig:

„Ich bitte Dich, Louis, gehe ihnen nach und lasse sie nicht aus den Augen; ich muß durchaus wissen, über welchen Gedanken Graf Saint-Romain brütet.“

Louis war gern bereit, den Wunsch seiner geliebten Freundin zu erfüllen, aber als er seinen Hut suchte, fand er ihn nicht sogleich, und als er ihn endlich gefunden hatte, war es wahrscheinlich schon zu spät, seinem Herrn noch mit der Aussicht auf einen günstigen Erfolg nachzuschleichen; denn schon kehrte Margot von ihrer Begleitung der beiden Männer zurück; das Haus war also hinter Julius und dem Russen geschlossen und bevor es wieder geöffnet werden konnte, waren Jene wahrscheinlich schon zu weit entfernt, um sie noch auffinden zu können.

Louis bemerkte dieß gegen Ninon, diese aber entgegnete:

„Bedenke, daß sie bei dem Zustande des Russen nur sehr langsam werden gehen können; thu' mir also die Liebe. Du befreist mich dadurch von einer großen Besorgniß."

„Da!" fuhr sie in ihn dringend fort, und drückte ihm den Hausschlüssel in die Hand. „Eile, ehe es durch Dein Zögern zu spät wird, und — behalte den Hausschlüssel, damit Du zu mir zurückkehren kannst, wenn — Du mir vielleicht etwas Wichtiges mitzutheilen haben solltest!"

Sie begleitete diese vielverheißenden Worte mit einem zärtlichen Kusse, und wie begeistert stürmte Louis die Treppe hinab und zum Hause hinaus, dessen Thür er mit zitternder Hand hinter sich verschloß.

9.

Margarethe.

Wohl mochten die Gerüchte die Wahrheit sprechen, indem sie Ninon die schöne Wienerin nannten; denn schön war sie ganz unbestreitbar, und eine Wienerin schien sie auch zu sein. Wenigstens war sie ganz sicher eine Deutsche; denn wie wir bereits hörten, nannte sie ihre Dienerin, welche für alle Anderen Margot hieß, und deren Muttersprache die französische bestimmt nicht war, gegen Louis Margarethe, und als sie jetzt mit ihr allein war, unterhielt sie sich mit ihr, wie immer unter sich, in deutscher Sprache.

„Ach, meine gute Margarethe," sagte sie seufzend, und indem sie sich wie ermattet auf den Divan sinken ließ, „wie froh bin ich, daß ich den Abend überstanden habe und mich endlich der Ruhe und der Einsamkeit überlassen kann, frei von dem lästigen Zwange, der mich bedrückt."

„Und warum schüttelst Du diesen lästigen Zwang nicht ab, meine geliebte Alwine," sagte die Alte, indem sie sich mit der Freiheit, welche alte, treue Diener sich so oft gegen ihre Herrschaft herauszunehmen zu dürfen glauben, neben Ninon-Alwine setzte.

Ninon schüttelte schweigend den Kopf, und die Alte fuhr mit wehmüthigem Tone fort:

„Ach, wenn ich an mein liebes Wien denke, dann blutet mir das Herz immer wieder auf's neue. — Und wann dächte ich wohl nicht an die theure, prächtige Kaiserstadt? — Werde ich sie wohl jemals in meinem Leben wiedersehen?

„Schwerlich!" sagte Alwine mit einem schmerzlichen Seufzer; „Du müßtest denn allein dahin zurückkehren wollen; denn Wien, so schön es ist und so glücklich ich einst dort war — erweckt in mir zu schmerzliche Gedanken, als daß ich jemals an diesen Schauplatz so vieler grausamer Leiden zurückkehren möchte. — Willst Du aber gern hin, so darfst Du es nur sagen, meine gute Margarethe. Die Mittel zu der Reise nicht nur, sondern auch zu einem sorgenfreien Alter in Deiner geliebten Vaterstadt kann ich Dir jetzt gewähren und wenn Dein Herz so sehr daran hängt —"

„Was fällt Dir ein, mein geliebtes Kind," unterbrach die Alte ihre Herrin mit ängstlicher Hast. „Ich Dich verlassen? Nimmermehr! So sehr auch Deine jetzige Lage, oder vielmehr Dein jetziges Leben, — denn Du hast ja Alles, was Du Dir nur wünschen kannst, in Hülle und Fülle — mich betrübt und bekümmert, wäre es doch mein Tod, müßte ich getrennt von Dir leben. — Nein, lieber will ich, wie jetzt täglich, das sehen, was ich hassen und verdammen muß, als indem ich es nicht mehr sehe, zugleich auch Deinen lieben Anblick entbehren! — Lagst Du auch als kleines Kind nur an meinem Herzen, so könnte ich Dich doch wahrlich nicht inniger lieben, hätte ich Dich unter demselben getragen. — Bin ich auch nur Deine Amme, so stehe ich doch gewiß an Liebe zu Dir Deiner Mutter nicht nach!"

„Nein, gewiß nicht, meine gute Margaretha," sagte Alwine und reichte gerührt ihrer alten Amme die Hand, welche diese innig an ihre welken Lippen zog und mit zärtlichen Küssen bedeckte. „Du hättest Dein Kind gewiß nicht verlassen, wie sie es gethan hat, zugleich ihre ganze Familie in das tiefste Elend stürzend!"

„Nein, nimmermehr hätte ich einen solchen Schritt über mein Herz bringen können, dessen ist Gott mein Zeuge!“

Und als wollte sie den himmlischen Vater, der über dem Sternenzelte thront, in der That zum Zeugen für die Wahrheit ihrer Worte anrufen, erhob sie die Augen in feierlicher Stimmung nach oben.

Schweigend saßen beide Frauen einige Minuten neben einander, versunken in die Erinnerung an eine Vergangenheit, die nach Allem, was wir darüber bereits andeuten hörten, für Alwine, ihrer Jugend ungeachtet, bereits reich an Kummer und Schmerzen gewesen sein mußte.

Margarethe gewann zuerst wieder eine etwas ruhigere Gemüthsstimmung und wahrscheinlich, um ihre geliebte Alwine durch eine Zerstreuung auf andere Gedanken zu bringen, sagte sie, indem sie ein zusammengefaltetes Papier aus der Tasche zog.

„Graf Saint-Romain übergab mir unten an der Hausthür für Dich dieses Billetchen. Zwar sagte er, ich sollte es Dir erst morgen früh geben; allein ich denke, ich brauche seinen Befehl wohl nicht so pünktlich zu befolgen, und Du kannst es

eben so gut auch noch heute lesen. Weiß ich doch, daß er Deinem Herzen vollkommen gleichgültig ist, und daß daher nichts, was von ihm kömmt, Deinen Schlaf stören wird."

„Gib!" sagte Alwine, wie wir Ninon von jetzt an nennen wollen, da wir ihren wahren Namen einmal kennen gelernt haben. „Gib, obgleich ich eben nicht neugierig bin, zu erfahren, was er mir zu sagen haben kann."

Gleichgültig streckte sie die Hand aus, empfing das Billet, überlas es, warf es dann mit der bisherigen Gleichgültigkeit ihres Wesens auf den neben ihr stehenden Tisch, und sagte:

„Hätte ich Das gewußt, so hätte ich mich nicht so zu ängstigen gebraucht. — Jetzt thut mir nur der arme Louis leid, daß ich den so in Nacht und Nebel hinausgejagt habe! — Uebrigens will ich St. Romain recht gerne zum Abschied den falschen Verdacht abbitten, in welchem ich ihn in Beziehung auf den Russen hielt."

„Zum Abschied?" fragte Margarethe verwundert. „So gibt er Dich auf? Er ist so unverschämt, auf den Schatz zu verzichten, den er ohne sein Verdienst besaß, während ich immer hoffte, Du solltest ihn

eines Tages mit Hohn und Schimpf fortwerfen, wie eine ausgepreßte Citrone?"

„Nein," sagte Alwine, lachend über den eigenthümlichen Zorn der ehrlichen Alten. „Die Unverschämtheit, die Du ihm zutraust, besitzt er nicht. — Weißt Du, was er mir schreibt, meine gute Margarethe?" fragte sie mit dem Tone des freundlichsten Vertrauens?

„Wie sollte ich das wissen?" entgegnete Margarethe. „Uebrigens machst Du mich jetzt wirklich neugierig, zu erfahren, was er Dir schreibt."

„Die Neugier kann ich leicht befriedigen und ich thue dieß gern. — So erfahre denn, daß wir den Grafen Julius von Saint-Romain heute zum letzten Male gesehen haben, weil — er heute bei Frascati den Rest seines Vermögens verloren hat, und in seiner Verzweiflung darüber eben jetzt auf dem Wege ist, sich das Leben zu nehmen."

„Darüber," versicherte Margarethe mit einer Kälte, die man ihr bei ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit nicht zugetraut haben sollte, — „darüber werden wir Beide uns wohl ohne große Mühe trösten. Uebrigens ist er noch nicht todt, aber wäre

er es, so ist es um einen solchen Menschen auch nicht eben sonderlich schade!"

„Laß das seine Leichenrede sein," sagte Alwine lachend, „und nun bring' mich zu Bett."

Aber indem sie aufstand, um sich in ihr Schlafgemach zu begeben, rief sie plötzlich erschreckend und sehr ernst aus:

„Doch, Du hast Recht, Margarethe! Noch ist er nicht todt! Und wenn ich es ruhiger und reiflicher überlege, so wird der Argwohn immer lebendiger in mir, daß Saint-Romain doch etwas Arges gegen den Russen im Schilde führt, und daß damit seine Absicht, die Nachricht von seinem Selbstmorde zu verbreiten, auf irgend eine Weise im Zusammenhange steht. — Ueberdieß ist es nicht wahr, daß er bei Frascati sein letztes Geld verspielt hat, wenn er auch vielleicht wirklich einen so ansehnlichen Verlust erlitten hat, daß er sich als zu Grunde gerichtet betrachten darf. — Erstlich hatte er in seiner Brieftasche noch eine, allem Anscheine nach nicht ganz unbedeutende Summe in Banknoten, als er etwas Geld herausnahm, um gegen den Russen zu pointiren, und dann schätze ich auch den Gewinn, den er von demselben machte,

auf mindestens zehntausend Francs. Habe ich doch selbst über dreitausend gewonnen, und ich spielte bei weitem nicht so hoch, als Saint-Romain."

„Du hast Recht, mein liebes Kind," sagte Margarethe; „denn wie wir den Grafen St. Romain, dessen Leichtsinn, Lebenslust und Vergnügungssucht kennen, scheint er mir nicht der Mann danach zu sein, der freiwillig aus der Welt scheidet, so lange er noch so viel Mittel in Händen hat, sich Genüsse aller Art zu erkaufen."

„Sehr richtig! Sehr richtig!" sagte Alwine; „und je mehr ich darüber nachdenke, desto lebhafter kehrt meine Besorgniß um das Geschick des jungen Mannes zurück, desto mehr freut es mich, daß ich ihm den guten Louis nachgeschickt habe, um über seine Sicherheit zu wachen."

„Sage mir, meine gute Margarethe," fragte sie nach einer kurzen Pause ihre Amme, „ist Dir an dem Fremden nichts aufgefallen?"

„Nein, gar nichts!" entgegnete Margarethe. „Was sollte mir denn auch aufgefallen sein?"

„Ich weiß selbst nicht, wie es kömmt," sagte Alwine, „aber gleich bei dem ersten Anblicke dieses

Russen war mir, als dämmerte eine Erinnerung aus meiner Kindheit in mir auf, und ich fühlte mich durch eine mir selbst unerklärliche Theilnahme zu ihm hingezogen, aber wie ich mein Gedächtniß auch anstrengen mochte, wußte ich mir doch nichts deutlich zu machen, obgleich auch sein Name mir bekannt vorkam, so fremd er unter den Verhältnissen, unter denen ich ihn hier kennen lernte, meinem Ohre hätte klingen sollen. — Ist denn Dir sein Name nicht aufgefallen?"

„Sein Name?" fragte Margarethe. „Den habe ich ja gar noch nicht gehört. Wie heißt er denn?"

„Wasiltschikoff!"

„Wasiltschikoff?" schrie die Alte laut auf. „Herr, mein Gott, so hieß ja der Russe, der —"

„Ich bitte Dich, meine gute Margarethe," bat Alwine, „wecke die Erinnerung in mir nicht ohne Noth auf; sie erschüttert mich zu sehr. — Und nun bringe mich zu Bett. Ich fühle mich in der That sehr angegriffen. — Wäre ich nur erst über das Geschick des jungen Wasiltschikoff beruhigt!"

Eine Viertelstunde darauf war in der Wohnung der Lorette Alles finster und still.

10.

Charles Brandon.

Als der entsprungene Galeerenzüchtling Charles Brandon an die Thorwache gelangte, war der verhängnißvolle Kanonenschuß, der sein Entweichen verkündigte, wie er dieß berechnet hatte, noch nicht gefallen, sonst würde er dieses, wie alle anderen Thore, gesperrt gefunden und dadurch seine weitere Flucht sehr erschwert, ja wohl gar sein Entkommen unmöglich gemacht gesehen haben. Das Glück begünstigte indeß alle seine Berechnungen.

In der Nähe der Schildwache zog er sein Käppi tiefer über die Augen, dann aber schritt er entschlossen und dreist vorwärts, der Dunkelheit vertrauend, die jetzt schon so ziemlich zur völligen Nacht geworden war.

Mit scheinbarer Gleichgültigkeit, aber dennoch nicht ohne ein gewaltiges Herzklopfen, ging er an der Schildwache vorüber und zwei Soldaten, die vor der Thür der Wache standen, rief er zu:

„Guten Abend, Colson! — Guten Abend, Marmontier!“

Ohne sich aufzuhalten, eilte er mit gleichmäßigen Schritten weiter, sobald er aber den Soldaten

aus den Augen war, wozu bei der Dunkelheit eine geringe Entfernung hinreichte, beschleunigte er seinen Gang immer mehr und mehr, bis er zum eiligen Laufe wurde.

Die beiden Soldaten erwiderten den Gruß des vermeintlichen Kameraden, und erst als derselbe bereits zum Thore hinaus und nicht mehr zu sehen war, sagte der mit dem Namen Colson Angeredete: „Wer war denn das, Marmontier? — Hast Du ihn erkannt?“

„Nein,“ entgegnete Marmontier. „Aber daß er nicht von unserer Compagnie ist, darauf möchte ich schwören, sonst hätte ich ihn gewiß erkannt.“

„Narr,“ sagte Colson, „wie kann er denn von unserer Compagnie sein, da unser ganzes Bataillon auf Wache ist? — Höre,“ fügte er nach einer Pause hinzu, während welcher er damit beschäftigt zu sein schien, sich auf den unbekannten Grüßer zu besinnen, „mir kömmt die Geschichte beinahe verdächtig vor. Was hat er jetzt noch draußen vor dem Thore zu suchen?“

„Du hast Recht, das ist auch wirklich auffallend,“ meinte Marmontier; wenigstens vor diesem Thore, wo keines von den Wirthshäusern

liegt, die wir Soldaten zu besuchen pflegen; denn vor den anderen Thoren halten sich viele unserer Kameraden, wie Du weißt, in den Tabagien bis zu dem Zapfenstreich auf."

„Was meinst Du," fragte Colson, „sollen wir nicht dem Lieutenant Anzeige machen?"

Noch ehe Marmontier antworten konnte, wurden alle ihre Zweifel durch den Knall der Lärmkanone verbannt, und sie eilten nun auf der Stelle zu dem wachthabenden Officier, der ihren Rapport mit großer Aufmerksamkeit anhörte. Ehe er jedoch eine entscheidende Maßregel traf, ging er zu der Schildwache und fragte diese:

„Hast Du den Soldaten erkannt, der vor wenigen Minuten zum Thore hinausgegangen ist? — Er muß ja dicht an Dir vorüber gegangen sein!"

„Das wohl, mein Herr Lieutenant," sagte der Mann, „aber er hatte sein Käppi so tief über die Augen gezogen, daß ich ihn bei dieser Dunkelheit schwerlich erkannt haben würde, wäre er auch mein bester Freund, oder sogar mein Bruder gewesen."

„Das ist Alles sehr verdächtig," sagte der Lieutenant nach kurzer Ueberlegung. „Ich glaube, es

wird jedenfalls gut sein, mich nach dem Burschen umsehen zu lassen."

Damit ging er zurück in seine Wachtstube, die Vorkehrungen zu treffen, die er für nöthig erachtete.

Charles Brandon hatte durch alle diese Zögerungen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen. Er war jetzt in die Nähe einer kleinen Kapelle gelangt, die dicht an dem Wege stand, um den Vorübergehenden Gelegenheit zu einem kurzen Gebete vor dem Muttergottesbilde zu bieten, welchem das kleine Häuschen zum Schutze gegen Wind und Wetter diente.

Das Muttergottesbild galt für wunderthätig und wurde zu gewissen Zeiten viel besucht, jeden Tag aber mit dem einbrechenden Abend verschloß der Sakristan der zunächstgelegenen Kirche, unter deren Obhut und Jurisdiction die Kapelle stand, die Thür derselben, um die mancherlei kostbaren Gegenstände, die sie enthielt, vor frevelnden Diebshänden zu sichern, und erst am nächsten Morgen wurde das Häuschen wieder der Andacht der Gläubigen geöffnet.

Als Charles Brandon die Thür der kleinen Kapelle erreichte, blickte er vorsichtig hin und her,

ob auch kein Beobachter in der Nähe sei, und als er sich davon überzeugt zu haben glaubte, daß die Dunkelheit ihm völligen Schutz gewährte, trat er hinter das Häuschen und zog hier zwischen zwei Steinen aus einer sorgfältig verstopften Ritze einen Schlüssel hervor. Mit diesem schloß er die Thür der Kapelle auf, nachdem er sich nochmals umgesehen hatte, sprang schnell hinein, schloß von innen wieder zu und war somit von der gewiß nicht ausbleibenden Verfolgung bis zum nächsten Morgen so gut wie völlig gesichert. Denn den Soldaten, die zur Aufgreifung des entsprungenen Galeeren-Züchtlings in verschiedenen Trupps ausgesendet zu werden pflegten, fiel es gewiß nicht ein, denselben in der verschlossenen Kapelle zu suchen, da es ihnen nicht unbekannt sein konnte, daß die Thür derselben zu der Zeit seines Entspringens bereits verschlossen gewesen sein mußte.

Inzwischen hatte der wachthabende Officier seine Anstalten zur Verfolgung und Auffindung des verdächtigen Soldaten getroffen.

Nach einigen Minuten schon brach daher ein Corporal, dem Colson und Marmontier beigegeben wurden, mit einer Patrouille auf, um die Spur des Verdächtigen zu verfolgen.

Die Nacht war jetzt völlig hereingebrochen, und der Corporal fand es daher für nöthig, sich mit einer Laterne zu versehen; denn es stand kein Mondschein zu erwarten, und er konnte daher des Lichtes gar leicht bedürfen, da der Streifzug sich aller Wahrscheinlichkeit nach bis tief in die Nacht verlängerte, wenn der Verfolgte wirklich der entsprungene Züchtling war, und die Dunkelheit, des bereits erwähnten trüben Himmels wegen, so dicht war, daß man sie gewissermaßen mit Händen greifen konnte.

Die Patrouille war in die Nähe der bezeichneten Kapelle gelangt, als ihnen ein Mann entgegenkam, allem Anscheine nach ein Greis; denn er ging sehr gebückt, und schien des Stockes, auf den er sich lehnte, wahrhaftig bedürftig zu sein.

Als die Soldaten diesem Manne ganz nahe gekommen waren, blieb derselbe stehen, nahm grüßend den Hut ab, und zeigte bei dem matten Scheine, den die Laterne verbreitete, das spärliche weiße Haar, welches seine tiefgefurchte Stirn in einzelnen dünnen Locken umflatterte.

Mit zahnlosem Munde und schwacher Stimme sagte der Greis zu dem Corporal, der mit flüchti-

gem Danke für den empfangenen Gruß an ihm vorübereilen wollte:

„Lieber Herr Corporal, ich habe vorhin die Lärmkanone gehört, und muß daher glauben, daß Sie ausgezogen sind, um den entsprungenen Züchtling aufzusuchen.“

„So ist es allerdings, Vater,“ sagte der Corporal, der jetzt mit seinen Leuten in der Hoffnung stehen blieb, von dem Landmanne, als welchen er den Greis an seiner Kleidung erkannte, einen willkommenen Wink zu empfangen. „Könnt Ihr uns vielleicht Auskunft über den Flüchtling geben?“

„Das kann ich, ja,“ entgegnete der Landmann, „und es freut mich aufrichtig, Euch so bald zu begegnen, daß ich hoffen darf, Ihr werdet den Entsprungenen noch einholen; denn wir Landleute hier in der Nähe werden jedesmal von einem gewaltigen Schrecken befallen, wenn wir die Lärmkanone hören. Das Geringste, was wir zu fürchten haben, wenn so ein aus seinem Käfig entflohener Galgenvogel bei uns vorspricht, ist der Verlust eines Anzuges und verschiedener Werthsachen, wenn der Verbrecher unbemerkt in ein Haus sich einschleichen kann. Aber oft sind wir auch schon an

Leib und Leben gefährdet worden, wenn der Züchtling sich entdeckt sah und wir einen Versuch machten, ihn einzufangen. Denen kommt es dann auf einen Mord nicht an."

„Ja, ja, wir wissen das Alles, mein Alter," sagte der Corporal etwas ungeduldig über die wortreiche Weitschweifigkeit des Greises. „Aber laßt das jetzt und sagt uns lieber, was Ihr von dem Flüchtlinge wißt; denn je länger wir hier schwatzen, desto weiter entkömmt er uns."

„Ach ja, verzeiht," bat der Greis; „aber das Alter macht schwatzhaft, wie Ihr wohl wißt. — Erfahret daher zuerst, Herr Corporal, daß der Entsprungene einen Soldatenmantel und ein Käppi trug."

„Aha, dachte ich es doch," äußerte Marmontier zu Colson. „Siehst Du wohl, daß wir Recht hatten mit unserem Verdacht?"

„Woher wißt Ihr aber, daß unter der Soldatenkleidung ein Galeerenzüchtling versteckt war?" fragte der Corporal.

„Er hatte mich wahrscheinlich nicht bemerkt," entgegnete der Greis; „denn ich trat von einem Seitenwege hinter einer Ecke hervor, und da sah

ich denn den kahlgeschornen Kopf, weil er eben das Käppi abgenommen hatte, um sich den Schweiß zu trocknen; denn er mußte sehr rasch gegangen sein, weil er nur mühsam athmete."

„Weiter! Weiter!" drängte der Corporal.

„Ich erschrak heftig, als ich den kahlgeschorenen Kopf des Flüchtlings erblickte," fuhr der Greis fort; „aber ich ließ mir nichts merken, sondern ging mit dem freundlichen Gruße: Guten Abend, mein Braver! — an ihm vorüber. Da schlug zufällig sein Mantel aus einander und ich sah darunter den Züchtlingsanzug, so daß ich nun die vollste Gewißheit hatte, was für ein Vogel unter den geborgten Soldatenfedern steckte."

„Und wißt Ihr uns anzudeuten, wohin der Kerl gekommen sein kann? Oder wenigstens, welche Richtung er einschlug?"

„Das ganz genau," entgegnete der Landmann. „In der Absicht, von meiner Entdeckung Anzeige zu machen, sobald ich die Stadt erreichte, sah ich mich in geringer Entfernung ganz verstohlen nach ihm um, und da bemerkte ich denn, wie er im vollen Laufe hinter der Heckenwand eben des Seitenweges verschwand, auf dem ich selbst gekommen war."

„Und wie finden wir den Seitenweg?“ fragte der Corporal. „Könnt Ihr ihn uns so genau bezeichnen, daß nicht zu irren ist?“

„Allerdings,“ sagte der Landmann. „Nicht weit von hier steht rechts am Wege eine kleine Kapelle, die Ihr kennen werdet, mein Corporal.“

„Freilich! Nun?“

„Hinter der Kapelle führen rechts, zu beiden Seiten von dichten Hecken eingefaßt, schmale Fußwege zwischen den Gärten hindurch. — Von diesen Wegen ist es der vierte; aber irrt Euch ja nicht in der Zahl; denn die anderen verlaufen sich in einen oder den andern Garten, und nur der eine führt nach einer ziemlich weiten Strecke auf das freie Feld und endlich nach dem nächsten Dorfe, Ville-aux-Bois, von wo ich gebürtig bin und wo ich selbst ein kleines Gütchen besitze.“

„Vorwärts! Und tüchtig ausgeschritten!“ gebot der Corporal seiner Mannschaft; doch der Landmann hielt ihn selbst, während die Soldaten voranmarschirten, noch einen Augenblick zurück, indem er fragte:

„Noch Ein's, mein Corporal! Soll ich vielleicht von Euch eine Bestellung an Euren Herrn

Lieutenant von der Wache machen? — Dann bitte ich nur um Euren Namen."

„Ich heiße Beaumont," entgegnete der Corporal. „Sagt dem Lieutenant, was Ihr mir so eben mitgetheilt habt, und ich hoffte, ihm den Patron morgen bei guter Zeit überliefern zu können; eher möchte er mich aber nicht erwarten."

Damit lief er davon, holte bald seine Mannschaft ein und zog mit ihr argwohnlos und ohne die geringste Untersuchung an der Kapellenthür vorüber, in welche wir vor etwa einer halben Stunde unsern Charles Brandon eintreten sahen. Der greise Landmann aber setzte, auf seinen Stock gestützt und dann und wann ausruhend, langsam seinen Weg nach der Stadt fort.

Am Thore wurde ihm der begehrte Einlaß ohne Schwierigkeit gewährt; denn nur der Austritt aus der Stadt wurde so lange, bis man des Flüchtlings entweder habhaft geworden war, oder die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es ihm gelungen, in das Freie zu entkommen, der strengsten Controle unterworfen.

Der Landmann trat, getreu dem Versprechen, welches er dem Corporal gegeben hatte, in die

Officierwachtstube ein und erstattete hier, indem er demüthig neben der Thür stehen blieb, dem Lieutenant einen genauen Bericht über sein Gespräch mit dem Corporal Beaumont ab und empfing von dem Officier zum Danke für die willkommene Botschaft ein anständiges Trinkgeld. Darauf schritt er mühsam und gebückt dem Innern der Stadt zu.

Hier fand er Alles in Aufregung; denn wie das flache Land rings umher, so wurde auch Toulon selbst durch den Knall der Lärmkanone, welche die Flucht eines Galeeren-Sträflings verkündete, jedes Mal in Angst und Schrecken versetzt.

Für dieß Mal indeß schienen die Bewohner Toulons ihrer Angst bald wieder entledigt werden zu sollen; denn noch hatte der greise Landmann das Wirthshaus nicht erreicht, in welchem er zu übernachten gedachte, als sich unter der aufgeregten Menge, die hier und dort in Gruppen plaudernd beisammen stand, oder in den Straßen, welche durch überall an die Fenster gestellte Lichter durch diese improvisirte Illumination hell beleuchtet waren, auf und nieder wogte, das Gerücht verbreitete, der Verbrecher sei bereits wieder eingefangen

und würde eben unter der Begleitung von Wache und Gensd'armen auf die Commandantur gebracht.

Doch diese Freude und Beruhigung sollte nur von kurzer Dauer sein; denn kaum war das Gerücht erstanden, da ertönte der erschütternde Knall der Lärmkanone abermals, ein untrüglicher Beweis, daß nicht bloß ein Züchtling entsprungen war, sondern daß zwei dieser gefährlichen Menschen ihre Bande zu sprengen gewußt hatten.

Indeß bestätigte sich schnell das Gerücht von der erfolgten Verhaftung des Einen, und Alles drängte sich jetzt nach der Richtung, in welcher die Wohnung des Commandanten lag; und auch der greise Landmann folgte dem allgemeinen Strome, allem Anscheine nach eben so neugierig, wie die Uebrigen, den wiederergriffenen Verbrecher zu sehen.

War dieß wirklich seine Absicht, so sollte dieselbe bald erreicht werden; denn als er mit zitternden Schritten bei Seite trat, um in seiner hülflosen Schwäche nicht ganz über den Haufen geworfen zu werden, und so, dicht an die Mauer gedrängt, dastand, erblickte er sich plötzlich dem Gensd'armen gegenüber, der den armen Dominique begleitete, welcher am ganzen Körper so heftig zit-

terte, daß er nur mit Mühe zu gehen vermochte und deßhalb beständig mit Knüffen und Püffen, Faust- und Kolbenstößen vorwärts getrieben wurde. Die Hände waren ihm auf den Rücken gebunden, und zu noch größerer Sicherheit hatten ihn vier Soldaten mit aufgepflanztem Bajonnet dicht in die Mitte genommen.

Der ganze Zug bog eben um die Ecke des Hauses, an dessen Wand sich der Greis lehnte, um nicht unter die Füße getreten zu werden. Seine Neugier fand daher volle Befriedigung; denn durch den entgegendrängenden Menschenstrom wurden die Soldaten in eben diesem Augenblicke gezwungen, einen kurzen Halt zu machen, und er stand nun dicht an der Seite Dominique's und unmittelbar neben dem denselben begleitenden Gensd'armen.

Der wiederergriffene Verbrecher schien sich inzwischen von seinem ersten Schreck allmählich zu erholen, und wie er so dastand, sah er keineswegs so niedergeschlagen aus, wie es sich nach seiner Lage und seinem Zittern hätte erwarten lassen. Wahrscheinlich hatte ihn nur die Schwäche seines Körpers überwältigt, sein Geist aber erhob sich kräftig über das Mißgeschick und mit dem philo-

sophischen Muthe eines Stoikers fügte er sich in das Unvermeidliche. Er sah daher auch bald mit kecken Blicken in dem Kreise der dichtgedrängten Zuschauermenge umher und sagte dann mit lauter Stimme:

„Hat Keiner von Euch mit einem armen Kerl so viel Mitleid, ihm ein Paar Sous zu einem Liter Wein zu schenken?“

Die Zunächststehenden wichen scheu vor der gegen sie ausgestreckten Hand zurück und hatten offenbar keine Lust, der ziemlich frechen Zunge zu genügen; der Greis aber schien Mitleid mit dem armen Schelm zu empfinden; er lüftete daher den Hut gegen den Gendarmen und sagte in demüthig fragendem Tone:

„Mein Herr Brigadier, ist es denn wohl erlaubt, dem Taugenichts ein kleines Geschenk zu machen? — Fünf Sous könnte ich allenfalls entbehren.“

Dabei zog er eine Hand voll kleiner Münze aus der Tasche, bückte sich tief auf die vor Alter zitternde und von harter Arbeit schwielige Hand nieder und suchte nach dem kleinen Silberstücke, dessen Auffindung der hellen Straßenbeleuchtung

ungeachtet durch die Schwäche seiner Augen erschwert zu werden schien.

Der Gensd'arm richtete voll Verwunderung über das mit dem Verbrecher geäußerte Mitleid die Augen prüfend und mißtrauisch auf den Greis; als er aber dessen gebückte Gestalt sah, dessen zitternde Kniee, die wenigen schneeweißen Haare und den zahnlosen Mund, der ihn unter dem Rande des Hutes hervor freundlich anlächelte, da verzogen auch seine Züge sich zu einem Lächeln über das Mitleid des vielleicht beinahe kindischen Alten, und mit weniger Rohheit, als für gewöhnlich in seinem Wesen lag, antwortete er:

„Nun, Euch zu Liebe, Vater, will ich es zugeben, obgleich es eigentlich eine Sünde ist, diesen Schuft seine Kehle sich mit Wein waschen zu lassen!"

Dabei streckte er die Hand aus, das Geld zu empfangen.

„Du da!" rief der Greis nun dem Gefangenen zu und hielt das kleine Silberstück in die Höhe, damit Dominique die Gabe und den Geber sehen sollte; „hier sind fünf Sous zu einem Liter Wein für Dich. — Der Herr Brigadier hat seine gnädige Erlaubniß ertheilt!"

„Danke, mein Alter!" rief Dominique mit freundlichem Grinsen seinem Wohlthäter zu.

Der Gensd'arm empfing das Geld, der Zug setzte sich jetzt ohne Hinderniß wieder in Bewegung, und die neugierige Menge folgte demselben.

Eine Minute noch, und die kürzlich von einer lärmenden Menschenmenge erfüllten Straßen waren öde und menschenleer. Nur der greise Landmann stand noch auf derselben Stelle und blickte dem in der Ferne verschwindenden Menschengewimmel nach.

Endlich wendete er sich um, eine andere Richtung einzuschlagen, und indem er langsam und bedächtigen Schrittes seinen Weg verfolgte, kicherte er vergnügt in sich hinein:

„Ich denke, jetzt habe ich die Feuerprobe glücklich überstanden. Wenn Dominique, der drei Monate lang mein Kettengenosse war und übrigens recht gute Augen hat, mich nicht erkannte, wenn selbst die Luchsaugen und die Spürnase des bärbeißigen Brigadier Dent-de-Fèr in dem schwächlichen Greise den kräftigen Charles Brandon nicht witterten, den er erst vor wenigen Monaten als seinen Arrestanten hierher escortirte und dabei mit solcher empörenden Rohheit behandelte, dann darf ich wohl hoffen, der

ganzen übrigen Welt in meiner Maske dreist unter die Augen treten zu dürfen, ohne Furcht, für den gehalten zu werden, der ich wirklich bin.

„Nun will ich aber auch nach den langen, harten Entbehrungen meinem Körper mit Speise und Trank etwas zu Gute thun und auf einem bequemen Lager einen gesunden Schlaf halten, aus dem mich kein Büttel wecken soll, und stände auch die Sonne schon hoch am Himmel.

„Hier darf ich mich, Gott sei Dank, vollkommen in Sicherheit halten; denn in Toulon sucht mich jetzt sicher Niemand, während draußen Alles aufgeboten wird, die Spur des unsichtbar gewordenen verkleideten Soldaten zu verfolgen, dessen Mantel und Käppi sogar wie durch Zauberei verschwunden sind und gewiß so bald nicht wieder zum Vorschein kommen werden.

„Ich habe es doch immer gesagt, das Klügste, wenn man sich verbergen will, ist es unbedingt, eben da eine Zuflucht zu suchen, wo dieß nach dem beschränkten Verstande der meisten Menschen am allerunwahrscheinlichsten ist. Daß ich nach Toulon zurückgekehrt bin, nachdem ich es glücklich verlassen und allem Anschein nach Ursache hatte,

mich sc schnell und so weit als möglich davon zu entfernen, glaubt gewiß in ganz Toulon kein Mensch, und so kann ich mich denn gemächlich ausruhen und stärken, bevor ich meine Reise nach Paris antrete."

Er hatte jetzt ein Wirthshaus mittleren Ranges erreicht, in welchem, wie er wußte, für gewöhnlich nur Fremde, reisende Kaufleute, auch wohl Seefahrer, einkehrten, selten aber Landleute aus der Umgegend, wo er also nicht leicht zu befürchten hatte, mit solchen zusammenzutreffen, die ihn leicht hätten als einen falschen Bruder, als einen nachgemachten Landmann, erkennen können.

Dreist trat er in das allgemeine Gastzimmer ein, in welchem nur wenige Gäste anwesend waren, ließ sich etwas zu essen und zu trinken geben und mischte sich ungezwungen in das allgemeine Gespräch, welches sich natürlich um die große Neuigkeit des Tages drehte: Das Entspringen der beiden Galeeren-Züchtlinge.

11.

Bravo, Kamerad! — Halb Part!

Als Louis die Hausthür seiner Alwine hinter sich verschlossen und den Hausschlüssel, diesen

Talisman sicheren Liebesglückes, in die Tasche gesteckt hatte, stand er einen Augenblick lauschend still.

Eben verkündeten die Glocken der nächsten Thurmuhren die dritte Stunde; das Geräusch war selbst in diesem lebhaften Stadtviertel bereits verstummt, und ohne Mühe konnte er daher an dem Doppelschritt, den er in einiger Entfernung vernahm und von dem der eine sehr ungleich war, die Richtung erkennen, welche Graf Saint-Romain mit dem Herrn von Wasiltschikoff eingeschlagen hatte, dessen Rausch sich durch den Einfluß der freien Luft so gesteigert zu haben schien, daß er mit jedem Schritt umzusinken drohte. Graf Julius hatte alle Mühe, ihn aufrecht zu halten; er mußte seine ganze Kraft aufbieten, ihn zu stützen und ihn beinahe mehr tragen, als führen. Er bereute es daher beinahe, ihn in einen solchen Zustand versetzt zu haben, obgleich derselbe die Ausführung eines finsteren Planes, wenn Graf Julius einen solchen wirklich hegte, jedenfalls begünstigen und erleichtern mußte.

Der Betrunkene und sein Führer verfolgten mühsam ihren Weg durch mehrere Straßen, und

es wurde Louis nicht schwer, sie im Auge zu behalten, da sie nur mühsam vorwärts kamen.

Gern hätte Julius einen Fiaker genommen, um sich seine Last zu erleichtern; aber alle Halteplätze waren leer, und schon war er die Straße Rivoli entlang über den Carousselplatz, an dem Louvre vorüber bis nach dem Stadthause gegangen, ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen, was Louis sehr angenehm war, da er schwerlich im Stande gewesen sein würde, dem, wenn auch langsamen Trabe der Fiakergäule zu folgen.

Endlich, in der Nähe von der Bildsäule Heinrich's IV., sollte Graf Saint-Romain die gewünschte Erleichterung seiner Last zu Theil werden. Mit ziemlich großer Schnelligkeit für die späte, oder, wenn man will, für die frühe Tageszeit kam ein Cabriolet ihm entgegengerollt. Er rief den Kutscher an; zu seiner großen Freude war der Wagen frei; er hob daher den halb bewußtlosen Wasiltschikoff hinein, ließ umlenken, und Louis, welcher jetzt dicht herangekommen war, hörte, wie Julius dem Kutscher gebot:

„Nach dem Jardin des plantes!“

Dieß war wahrlich nicht die Stunde dazu, die

Sehenswürdigkeiten dieses weltberühmten Gartens in Augenschein zu nehmen, und Louis konnte daher nicht umhin, jetzt selbst zu glauben, daß sein Herr gegen den Fremden Arges im Schilde führte, ein Glaube, gegen den er sich bisher, trotz Alwinens Mittheilungen, noch immer gesträubt hatte. Allein was konnte Graf Saint-Romain mit dem Russen, der ganz sicher nicht in der Nähe dieses Gartens abgestiegen sein konnte, zu dieser Zeit in jener einsamen Gegend wollen, die um diese frühe Morgenstunde gewiß völlig menschenleer war? Bei dem Zustande, in welchem sich Wasiltschikoff befand, konnte daher Saint-Romain auf keinen Fall etwas Gutes beabsichtigen.

Von Furcht und Theilnahme ergriffen, und jetzt ziemlich überzeugt, daß es galt, irgend ein Verbrechen zu hindern, strengte Louis alle seine Kräfte an, dem Cabriolet zu folgen. Einige Zeit gelang ihm das auch wirklich; allein allmählich ging ihm der Athem aus, die Entfernung zwischen ihm und dem Wagen wurde immer größer und größer, das Rollen der Räder ertönte schwächer, und endlich verstummte es in der Ferne ganz. Er durfte daher kaum hoffen, Saint-Romain und dessen Begleiter wieder

aufzufinden, und gänzlich erschöpft blieb er stehen, um sich zu erholen und wieder zu Athem zu kommen.

Einige Zeit überlegte er, ob er auf Gerathewohl seinen Weg verfolgen und versuchen sollte, in der Nähe des großen Gartens die beiden Männer, die dort vielleicht den Wagen verlassen hatten, aufzufinden. Da traf seine Hand zufällig auf den schweren Hausschlüssel, den er in der Tasche trug; wie von einem electrischen Strome berührt, zuckte er zusammen, mit magnetischer Gewalt zog es ihn zurück nach der Rivolistraße, und verschwunden war jeder Gedanke an St. Romain, so wie an Wasiltschikoff und dessen Schicksal.

Ohne sich länger zu besinnen, schlug er den Rückweg ein, als er dabei aber in die Nähe seiner eigenen Wohnung vorüber kam, zog ihn eine unbestimmte Ahnung dorthin. Ihm war unwillkürlich zu Muthe, als müßte er daselbst Wichtiges erfahren, und er scheute daher den kleinen Umweg nicht.

Der Thürhüter des Hauses, in welchem Julius von Saint-Romain wohnte, war an fortwährende Störungen zu jeder Stunde der Nacht gewöhnt. Er öffnete daher auf Louis Klingelruf, ohne das

mürrische Gesicht zu machen, wie mancher andere Hausmeister zu thun die üble Gewohnheit hat, wenn einer seiner Miethbewohner ihn als Nachtschwärmer den süßen Armen des Schlafes entreißt.

Als er bei dem Scheine der Laterne, welche die ganze Nacht hindurch vor seiner Pförtner-Loge brannte, Louis erkannte, mit dem er auf einem besonders freundschaftlichen Fuße stand, rief er verwundert:

„Wie, Herr Louis, Sie kommen noch einmal zurück? Ich dachte, Sie verreisten mit Ihrem Herrn und zürnte Ihnen schon im Stillen, daß Sie diese Reise vor mir so ganz geheim gehalten hatten und es nicht einmal der Mühe werth achteten, von Ihrem alten Freunde Abschied zu nehmen.“

Louis war, wie man sich leicht denken kann, durch diese Nachricht im höchsten Grade überrascht, und ohne sein Staunen verbergen zu können, fragte er rasch:

„Verreisen will mein Herr? — Woher wissen Sie denn das? — Wann will er fort? — Wohin?“

Der Einladung seines Freundes folgend, trat

Louis in die Portiersloge und erfuhr daselbst, was wir schon wissen, daß der Graf Saint=Romain im Laufe des Abends in sehr aufgeregter Stimmung, ja mit beinahe verstörtem Aussehen, nach Haus gekommen; daß er etwa eine Viertelstunde in seiner Wohnung geblieben; daß er dann in großer Eile ausgegangen, nach etwa einer Stunde mit dem Juden Delmont zurückgekehrt, nach seiner Wohnung mit demselben hinaufgegangen und endlich zu ihm, dem Portier, gekommen wäre, um ihm zu sagen, er verreise auf längere Zeit, habe sein ganzes Mobiliar, so wie seine übrigen Effecten, an Herrn Delmont verkauft, und es stehe demselben frei, am nächsten Tage zu beliebiger Zeit Alles abholen zu lassen.

Als Herr Pigardon seine Erzählung geschlossen hatte, fügte er hinzu:

„Ich muß Ihnen offen gestehen, mein lieber Herr Louis, daß mir das Vorgeben dieser plötzlichen Reise sehr verdächtig ist. Auch hörte ich noch, wie er dem Fiaker zurief:

„Zu Frascati! — Was die Pferde laufen können!“

„Sie haben sehr richtig und mit vielem Scharf-

sinn beobachtet, mein lieber Herr Pigardon,“ sagte Louis. „Nach dem, was Sie mir so eben mittheilten und was ich außerdem erfahren habe, dürfen wir überzeugt sein, daß er wenigstens hieher nicht mehr zurückkehren wird, mag es ihm nun mit der Reise Ernst sein oder nicht.“

„Wie indeß die Sachen hier stehen,“ fuhr Louis nach kurzem Besinnen fort, „bleibt mir nichts zu thun, als mich meines Dienstes für entlassen zu betrachten und mein geringes Habe in Sicherheit zu bringen, sonst wäre der verwünschte Jude im Stande, es auch mitzunehmen, und ich hätte das leere Nachsehen; denn hat er es einmal in seinen wucherischen Klauen, dann möchte es wohl vergeblich sein, deßhalb einen Prozeß anzufangen.“

„Ja, da haben Sie sehr Recht,“ stimmte Herr Pigardon bei.

„Ich eile daher hinauf, meine Paar Sachen zusammenzupacken,“ sagte Louis, „und Sie erzeigen mir wohl die Freundschaft, sie so lange hier bei sich in Verwahrung zu nehmen, bis ich ein neues Unterkommen ausfindig gemacht habe und sie mir abholen lassen kann.“

Nachdem Louis die bereitwillige Zusicherung der Erfüllung dieses Wunsches empfangen hatte, eilte er hinauf nach der Wohnung des Grafen St. Romain und packte hier Alles, was ihm eigenthümlich gehörte, zusammen. Zu seinem Ruhme müssen wir sagen, daß er ehrlich — vielleicht auch nur klug — genug war, sich nicht an dem geringsten Eigenthume seines Herrn zu vergreifen. Nur dessen Papiere nahm er an sich, unter denen viele waren, die zur Legitimirung der Identität des Grafen Saint-Romain dienen konnten. Er hielt sich dazu für vollkommen berechtigt; denn was hätte der Jude Delmont mit diesen Papieren anfangen sollen? Auch beabsichtigte er keineswegs, sie ihrem rechtmäßigen Besitzer vorzuenthalten, wenn dieser sie einst von ihm zurückfordern sollte. Daß dieß geschehen würde, glaubte er zwar nach dem, was er wußte, nicht; indeß gab er dennoch dem Herrn Pigardon, indem er ihm seine Effecten anvertraute, den Auftrag, wenn Graf Saint-Romain nach ihm fragen sollte, mitzutheilen, bei Ninon, der schönen Wienerin, könnte er Nachricht über seinen Kammerdiener erhalten.

Nachdem Louis hier seine Angelegenheiten zu

seiner vollen Zufriedenheit geordnet hatte, eilte er klopfenden Herzens nach der Rivolistraße, um Alwinen über seine Sendung Bericht zu erstatten.

Während dessen hatte das Cabriolet im starken Trabe den Weg nach dem Jardin des Plantes verfolgt. Herr von Wasiltschikoff war gleich anfangs in die Ecke des Wagens gesunken, und unter den sanft schaukelnden Bewegungen des eleganten Fuhrwerks in tiefen Schlaf verfallen.

Ohne Mühe konnte nun Graf Saint-Romain bei dem Zustande seines Gefährten einen Theil der verbrecherischen Absicht ausführen, die er in eben dem Augenblicke gefaßt hatte, als er sich bei Frascati bereit erklärte, auf die freundliche Bitte des jungen Russen einzugehen, den Rest des Abends seiner Gesellschaft zu opfern, und wohl mit Recht durfte er voll frechen Hohnes die Aeußerung hinwerfen: Der Herr von Wasiltschikoff würde vielleicht Ursache finden, es zu bereuen, daß er ihn um seine Begleitung gebeten, und der Abend würde ihm theuer zu stehen kommen.

Wohl fand der unglückliche junge Mann dazu hinreichenden Grund; denn kaum verrieth sein lautes Schnarchen, daß er in tiefen Schlaf gesunken

sei, da begann Graf Saint-Romain, welcher den ungleichen Kampf seiner Habgier mit der schwachen Stimme seines Gewissens durch die gänzliche Betäubung der letztern siegreich beendigt hatte, die Taschen seines Begleiters zu visitiren. Er nahm ihm Alles, was er fand, — seine Uhr mit der goldenen Kette, seine Geldbörse, die diamantene Busennadel; ja sogar die Ringe zog er ihm vom Finger, obgleich einige derselben so fest steckten, daß er Gewalt anwenden mußte, sie herunter zu bekommen, und sich dadurch einige Male der Gefahr aussetzte, seinen Begleiter zu erwecken; wenigstens brummte derselbe wiederholt sehr vernehmlich und unter leise gemurmelten Flüchen, wie Betrunkene zu thun pflegen, wenn sie sich in ihrem süßen Schlafe gestört sehen.

Das aber, wonach dem Grafen Saint-Romain am meisten verlangte, was das eigentliche Ziel seines ganzen verbrecherischen Thuns war, vermochte er nicht zu erlangen, die Brieftasche nämlich, in welcher der junge Russe seine Banknoten verwahrte, deren Betrag nach einer oberflächlichen Schätzung Saint-Romains sehr bedeutend sein mußte. Auch enthielt die Brieftasche außer dem Gelde höchst

wahrscheinlich noch wichtige Papiere, namentlich Legitimationspapiere, deren Besitz für den Verbrecher von der höchsten Wichtigkeit sein mußte, theils um eine mögliche Verfolgung dadurch zu hemmen, daß der Beraubte ohne Ausweis über seine Person blieb, theils seine Flucht zu sichern, indem er sich dieser Papiere bediente, um sich für die darin bezeichnete Person auszugeben. Denn nach der Vollbringung des von ihm beabsichtigten, ja sogar fest und unwiderruflich beschlossenen Verbrechens noch einmal nach seiner Wohnung zurückzukehren, um seine daselbst zurückgelassenen Papiere zu holen, wagte er nicht. Ueberdieß hätten sie ihm zu nichts genützt, vielmehr seine Sicherheit, wie er meinte, nur gefährdet, da er nicht zweifelte, daß durch Ninon sich das Gerücht seines Selbstmordes schnell verbreiten und daher die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken und zu Nachforschungen nach seiner Leiche führen mußte, in welchem Falle man dann gar leicht statt des Todtgeglaubten den Lebenden hätte finden können. Das aber mußte er um jeden Preis zu vermeiden suchen.

Viel sicherer war es dagegen, wenn er für immer den ihm lästig und gefährlich gewordenen

Namen eines Grafen von Saint-Romain ablegte und dafür den bescheideneren eines Herrn von Wasiltschikoff annahm, unter dem er glücklich nach Amerika zu entkommen hoffen durfte, diesem ersehnten Asyle so vieler landesflüchtiger Diebe, Betrüger, Kassendefraudanten und Verbrecher aller Art.

Der Russe hatte diese gewichtige Brieftasche, wie Saint-Romain deutlich gesehen, auf der linken Seite seines Rockes in die Brusttasche gesteckt. Mehrmals ließ er seine Hand dahin geleiten, aber die Taschen waren so tief, daß er das Portefeuil nicht erfassen konnte, und als ihm dieß mit Mühe und Vorsicht endlich gelungen war, preßte Wasiltschikoff beide Hände, wie instinktmäßig seinen Schatz bewahrend und vertheidigend, so heftig gegen die Brust und brummte dabei so laut und unwillig, daß Saint-Romain fürchtete, er möchte erwachen oder die Aufmerksamkeit des Fiakers erregen und deßhalb lieber seine Hand behutsam zurückzog, als daß er unvorsichtig den ganzen Erfolg auf das Spiel setzte.

Mehrmals erneuerte sich dieß Manöver, aber immer mit gleichem Erfolge, und Saint-Romain beschloß daher endlich, die gefährlichen Versuche in

dem Wagen lieber ganz aufzugeben und die Ausführung seines Vorsatzes zu verschieben, bis er Wasiltschikoff wieder außerhalb des Wagens haben würde.

Endlich hielt dieser vor dem Portale des Pflanzengartens an, und Saint-Romain sprang auf die Straße. Aber viel Mühe machte es ihm, seinen Gefährten zu bewegen, seine bequeme Ecke zu verlassen. Er rüttelte und schüttelte ihn heftig, ohne ihn mehr als zur Hälfte ermuntern zu können, und mußte endlich die Hülfe des Kutschers in Anspruch nehmen, um den jungen Russen aus dem Wagen halb herauszuziehen, halb zu heben und neben sich auf das Straßenpflaster zu stellen.

Sehr zufrieden mit der freigebigen Zahlung, die er empfangen, bestieg der Kutscher lachend seinen Sitz und fuhr davon, „dem Verstorbenen eine glückliche Auferstehung wünschend."

Saint-Romain wurde durch diese ganz zufällige Aeußerung ganz unheimlich berührt, und schon begann die Stimme seines Gewissens wieder ganz leisen Widerspruch gegen sein Vorhaben zu flüstern; allein er brachte sie schnell zum Schweigen, blickte und lauschte aufmerksam nach allen Seiten umher,

ohne etwas Verdächtiges bemerken zu können, athmete hoch auf und flüsterte dann leise vor sich hin:

„Gott sei Dank, Alles ist still und menschenleer und ich kann es in dieser abgelegenen Gegend vollbringen, ohne Entdeckung durch ein Späherauge befürchten zu müssen.“

Nachdem Saint-Romain sich so in seinem Entschlusse bestärkt hatte, zog er Wasiltschikoff, ihn mit dem einen Arm umfassend, mit sich fort, dem Wasser des Flusses zu.

Doch der junge Russe, den die kühle Nachtluft etwas zu ermuntern anfing, sträubte sich, ihm zu folgen und sagte, noch immer mit lallender Zunge:

„Nein, ich will nicht wieder ausgehen! — Weßhalb habt Ihr mich denn aus dem Schlaf gestört? — Wo sind wir denn? Ich will zu Hause — zu Bett — ich bin sehr müde — ich will schlafen!“

„Nun,“ sagte Saint-Romain, „indem er fortfuhr, ihn mit sich zu ziehen, „dann kommen Sie nur wenige Schritte mit, und Sie sollen die gewünschte Ruhe finden und so fest schlafen, daß nichts Sie stört.“

„Gewiß?“ fragte Wasiltschikoff. „Versprechen Sie mir das?“

„Ganz gewiß! Wenigstens hoffe ich es!“ entgegnete Saint-Romain mit abscheulichem Spott.

Sie hatten jetzt das eiserne Geländer des Quais St. Bernard erreicht, der sich an der Uferseite des Gartens hinzieht. Saint-Romain ließ seinen unglücklichen Gefährten einen Augenblick los, erhob die geballte Faust und ließ sie mit gewaltigem Schlage in das Genick Wasiltschikoff's niederfallen, daß dieser laut stöhnend zu Boden stürzte und besinnungs- und regungslos zu den Füßen des Mörders liegen blieb.

Rasch bückte sich Saint-Romain, griff in die Brusttasche des Erschlagenen, zog jetzt, ohne auf den früheren Widerstand zu stoßen, die glühend begehrte Brieftasche hervor und verbarg sie schnell und sicher in seinem eigenen Rocke.

Dann lüftete er den leblosen Körper von der Erde empor, hob ihn auf das eiserne Geländer des Quais, benützte dasselbe einen Augenblick als Stützpunkt und stürzte die Leiche kopfüber in die Seine hinab.

Laut klatschte der Fall des schweren Körpers in dem Wasser und der Mörder wünschte sich Glück zu dem Gelingen seiner That.

Da legte eine schwere Hand sich auf seine Schulter und mit höhnischem Gelächter raunte eine Stimme in sein Ohr: „Bravo, Kamerad! — Halb Part!“

12.

Die Diebesspelunke.

In dem Gasthause, in dessen bescheidenem Gastzimmer Charles Brandon unter der Maske eines schlichten, hochbejahrten Landmannes ganz gemüthlich sein Abendessen verzehrte und sich eine Flasche von dem besten Weine, den der Keller des Wirthes zu bieten hatte, vortrefflich munden ließ, sich dabei aber wohl hütend, des Guten zu viel zu thun, wurde es allmählich immer lebhafter.

Jeder Gast, der an dem einen oder dem andern Tische Platz nahm, wußte irgend etwas Anderes von den beiden entsprungenen Züchtlingen zu erzählen, von denen übrigens der Eine, wie man bereits wußte, von dem Wirthe einer Kneipe, in der er sich hatte verbergen wollen, festgenommen und den Behörden überliefert worden war, so daß er sich jetzt auf der Commandantur in sicherem

Verwahrsam befand, während man seinen Genossen zur Zeit noch überall suchte.

Endlich trat ein Gast mit der Nachricht ein, daß die Thore schon wieder geöffnet wären, weil der wachthabende Officier an einem derselben die Meldung geschickt hätte, der Züchtling sei bei ihm auspassirt, wenn auch unerkannt, und würde bereits von einer Patrouille seiner Mannschaft verfolgt, nachdem ein Landmann die Anzeige gemacht, daß er ihn unter der Verkleidung eines Soldaten erkannt hätte; ein Umstand, der hoffentlich zu seiner baldigen Habhaftwerdung führen würde.

„Uebrigens," fuhr der Gast fort, „hat der Kerl seinen Fluchtplan in der That mit eben so kluger Berechnung als kecker Dreistigkeit ausgeführt."

Und nun erzählte er mit vieler Ausführlichkeit die Geschichte von der Entweichung Charles Brandon's und Dominique's, wie der Letztere sie in dem ersten summarischen Verhöre, dem er unterworfen worden war, angegeben hatte. Und wunderbarer Weise wich diese Erzählung von der Wahrheit nur in einzelnen Zügen und unbedeutenden Nebendingen ab.

„Und weiß man denn nicht," fragte ein anderer

von den Gästen, „was für eine Sorte von Menschen dieser Kerl ist?“

„O ja, sehr gut,“ entgegnete der erste Berichterstatter; „er hatie im Bagno die Nummer 117 und wurde unter dem Namen Charles Brandon zur Strafe gebracht, obgleich man alle Ursache zu der Vermuthung hat, daß unter den vielen verschiedenen Namen, unter denen er bald hier, bald dort, besonders aber in Paris, seine verschiedenen Streiche ausgeführt hat, auch dieser nicht sein eigentlicher und richtiger ist.“

„Charles Brandon?“ fragte ein dritter Gast. „Ich erinnere mich, vor einiger Zeit seinen Proceß gelesen zu haben. Er betraf, wenn ich nicht irre, eine Fälschung in einem sehr bedeutenden Betrage, die er mit eben so viel Verschlagenheit als Dummdreistigkeit ausgeführt hat.“

„Richtig,“ bemerkte ein Anderer. „Er soll ein sehr gefährlicher Spitzbube, dabei aber ein merkwürdiger und ausgezeichneter Mensch sein. Jung, groß, wohlgebaut, von einer Gesichtsbildung, daß man ihn s c h ö n nennen könnte, scheint er nicht nur von der Natur reich begabt zu sein, sondern auch eine seltene Erziehung genossen zu haben; denn

obgleich man die Vermuthung hegt, er sei ein Ausländer, spricht er das Französische wie ein geborner Franzose, wenn auch mit einem leisen Anfluge eines etwas scharfen Dialektes, außerdem aber die englische, deutsche und italienische Sprache mit beinahe gleich großer Fertigkeit und Geläufigkeit."

„Nicht möglich!" tönte von mehreren Lippen ein Ausruf der Verwunderung.

„Wie ich Ihnen sage," versicherte der Erzähler. „Ich habe das Alles so eben von einem Freunde erfahren, welcher Beamter des Bagno ist, und daher gewiß am besten unterrichtet sein kann. Sie dürfen deßhalb meinen Worten unbedingten Glauben schenken.

Er hatte mit solchem Eifer gesprochen, daß ihm die Zunge trocken geworden war. Er hielt es daher für nöthig, sie mit einem Glase Wein anzufeuchten und fuhr dann fort:

„Außer seiner vielseitigen Sprachkenntniß ist dieser Charles Brandon aber auch in allen sogenannten ritterlichen Künsten ausgezeichnet. Schon auf manchem vornehmen Balle, auf dem er sich einzuschleichen wußte, bewunderte man ihn als den gewandtesten, graziösesten Tänzer. Er reitet wie

der beste Groom, trifft mit der Pistole auf zwanzig Schritt beinahe jedes Mal in das Schwarze und ist auf den Hieb ein eben so ausgezeichneter Fechter, wie auf den Stich. Er blieb daher auch stets Sieger in den mancherlei Ehrenhändeln, die er schon gehabt haben soll."

„Nach alle dem, was Sie da sagen," rief einer der Gäste dem Erzähler zu, „ist ja dieser Züchtling ganz wie dazu geschaffen, in den ersten Salons eine glänzende Rolle zu spielen."

„Allerdings," sagte Jener, „und er hat dieß auch schon wiederholt mit ganz entschiedenem Glück versucht, so daß er sich mancher sehr vornehmen Bekanntschaft rühmen kann, und mehr als eine Dame dürfte nicht ohne Herzklopfen und Erröthen an die Gunstbezeugungen denken, die sie diesem schönen Manne und durchtriebenen Spitzbuben gewährt hat, der dem weiblichen Geschlechte gegenüber ein wahrer Cäsar sein soll und mit gleichem Rechte wie jener berühmte Feldherr und Kaiser sagen kann: Ich kam — ich sah — ich siegte! — Allein seine, allem Anscheine nach unbezwingliche Neigung zu Betrügereien aller Art, selbst bis zum gemeinsten Diebstahl herab, hat ihn stets

wieder aus den vornehmen und glänzenden Kreisen vertrieben, in denen er einen Platz mit Ehren ausfüllen könnte, und zu den niederen Sphären herabgedrückt oder geworfen, in denen seine gemeine Natur sich allein wohl zu fühlen scheint.“

„Nun, das muß man diesem Brandon lassen,“ bemerkte einer der Gäste, „eine interessante Erscheinung ist er jedenfalls, und ich muß gestehen, daß ich nicht bös darüber wäre, seine Bekanntschaft zu machen.“

„Ich auch nicht! — Ich auch nicht!“ riefen mehrere der Gäste.

„Wünschen Sie sich das nicht, meine Herren,“ nahm der so gut unterrichtete Erzähler wieder das Wort. „Sie würden wahrscheinlich nur zu bald Ursache finden, eine Bekanntschaft der Art zu bereuen. — Was übrigens wahrhaft wunderbar erscheint und an das Fabelhafte gränzt, das ist der Umstand, daß dieser Brandon stets Mittel zu finden weiß, die Gitter und Riegel seiner Kerker, so wie die Ketten, mit denen man ihn belastete, zu durchfeilen oder auf irgend eine andere, bisher noch unbekannte Weise zu durchschneiden. — Auch hier hat er diese staunenerregende Geschicklichkeit wieder

bewiesen, obgleich Sie sich wohl denken können, daß er scharf genug durchsucht worden ist, als er in den Bagno kam. Dennoch hat er, wie ich Ihnen bereits sagte, seine und seines Kettengenossen Fesseln im Nu abgestreift, auch gegen den Letztern geäußert, ein kluger Kerl müßte eine Uhrfeder zur Durchfeilung der Ketten oder Gitter stets zu seiner Disposition haben. — Mein Freund, der Bagno-Beamte, meinte daher auch, er glaube, der Kerl beiße das Eisen mit seinen Zähnen durch, die in der That so ausgezeichnet weiß und ebenmäßig sein sollen, daß sie wesentlich zur Erhöhung seiner Schönheit beitragen."

Bei diesen Worten kicherte der greise Landmann, der bisher in seiner Ecke einen ruhigen, wenn auch sehr aufmerksamen Zuhörer abgegeben hätte, vergnügt in sich hinein und sagte darauf, die versammelte Gesellschaft anredend:

„Meine Herren, Alles, was Sie über diesen Erzhallunken erzählt haben, läßt mich vermuthen, daß ein anderer Streich, den ich von ihm hörte und den ich bisher nicht glauben wollte, am Ende doch wahr ist. Wenigstens sollte mich das nach dem, wie Sie diesen Brandon schilderten, nicht wundern."

„Erzählen Sie! erzählen Sie!“ stürmte man von allen Seiten auf ihn ein.

„Recht gern,“ sagte er, „aber ich muß freilich gestehen, daß ich die Sache, indem ich jetzt daran denke, denn doch nicht glauben kann. — Eine solche Frechheit und Keckheit wäre wirklich zu unverschämt.“

„Von dem Burschen würde mich selbst das Unglaublichste kaum noch wundern,“ meinte einer der Gäste.

„Nun, Sie mögen selbst urtheilen,“ sagte der Landmann; „ich erzähle die Sache so, wie ich sie von einem Verwandten hörte, der mich vor einigen Monaten von Paris aus besuchte, wo eben der Proceß Brandon's viel Aufsehen machte, so daß daß die Rede ganz von selbst auf ihn kam. — Doch hören Sie:

„Einige von Ihnen werden sich vielleicht noch erinnern, daß vor nicht gar langer Zeit ein russischer Oberst hier den Bagno in der eigenen Begleitung des Commandanten besichtigte. Ich selbst besinne mich darauf, den fremden Officier damals gesehen zu haben, und ich muß gestehen, daß ich glaube, eine stattlichere kriegerische Gestalt, einen schönern Mann in Uniform kann man kaum erblicken.“

„Ja, das ist wahr,“ bestätigten einige der Anwesenden, die den russischen Obristen ebenfalls gesehen hatten. „Er machte in unserer guten Stadt wahres Aufsehen, und man munkelte damals, trotz der Aufmerksamkeit, die ihm unser Commandant bewiesen, wäre derselbe doch sehr froh gewesen, daß der nordische Gast sich schon nach zwei Tagen, und zwar sehr plötzlich wieder entfernte; — denn die Frau Commandantin, die gar kein übles Weibchen ist, hatte sich bis über die Ohren in den Russen verliebt und ihm größere Rechte eingeräumt, als ihr Herr Gemahl für passend gehalten. — Doch was ist es mit diesem Obersten?“

Der Landmann fuhr fort:

„Er ließ sich alle Einrichtungen bis in die kleinsten Details erklären, indem er sagte, er sei zum Commandanten irgend einer Festung an Gott weiß was für einem Meere ernannt und wollte dort mehrere der hiesigen Einrichtungen einführen. Eine ganz besondere Aufmerksamkeit widmete er den Anstalten und Vorkehrungen zur sicheren Bewachung der Züchtlinge und der Verhinderung ihrer Entweichung, lobte sie ungemein und sprach seine Ueberzeugung aus, daß dabei die Flucht eines Zücht=

lings ganz unmöglich sein müßte. Als man ihm sagte, es kämen dennoch öfters Fälle des Entspringens vor, und es gelänge sogar nicht immer, der Flüchtlinge sogleich wieder habhaft zu werden, wollte er das gar nicht glauben und gab mit einem derben Fluche die Versicherung, er wollte wohl allenfalls mit seinem Kopfe dafür haften, daß aus seiner Festung in Rußland, so lange er Commandant wäre, nicht ein Einziger entspringen sollte."

„Nach zwei Tagen war er plötzlich verschwunden, sogar ohne Abschied von dem Commandanten und dem Director des Bagno zu nehmen, die allen seinen Wünschen mit so großer Zuvorkommenheit begegnet waren und sein Benehmen daher natürlich eben so auffallend als ungezogen fanden."

„Was werden Sie nun aber denken, meine Herren, wenn ich Ihnen sage, daß mein Vetter behauptete, dieser russische Oberst sei niemand anders gewesen, als — Charles Brandon?"

„Nicht möglich!"

„Es ist kaum zu glauben!"

„Die Frechheit ginge doch zu weit!"

So ertönte es im Chor von den Lippen der staunenden Zuhörer.

„Er selbst,“ fuhr der Landmann fort, „soll sich gerühmt haben, unter dieser Maske alle Einrichtungen des Bagno, besonders aber die bei einer Flucht zu überwindenden Schwierigkeiten kennen gelernt zu haben, wenn er über kurz oder lang in diese Bildungs- und „Erziehungs-Anstalt“ kommen sollte — wie er spöttisch das wohlthätige und heilsame Institut unserer Bagno's zu nennen pflegt — wozu er sichere Anwartschaft zu haben sich schmeichelte. — Er hatte nämlich, beiläufig gesagt, eben damals die große Fälschung ausgeübt, mußte auf die Entdeckung derselben gefaßt sein und hielt es daher der Klugheit für angemessen, im Voraus mit seinem wahrscheinlichen zukünftigen Aufenthaltsorte die möglichst genaue Bekanntschaft zu machen.“

„Sagte ich es doch,“ rief einer der Gäste, den Erzähler unterbrechend, „dieser Brandon ist ein ausgezeichneter, ein höchst interessanter Mensch!“

„Ein wahres Genie!“ stimmte ein Zweiter bei.

„Ein zweiter Cartouche in verbesserter Auflage!“ sagte ein Dritter.

„Ich bleibe dabei, daß ich wohl seine Bekanntschaft machen möchte!“ rief Jener, der schon zuvor diesen Wunsch geäußert hatte.

So stimmten Alle das Lob Charles Brandon's an, und man schien es ganz vergessen zu haben, daß man einem Spitzbuben, einem Verbrecher, eine Art von Enthusiasmus zollte.

Der greise Landmann schien diese Wirkung seiner Erzählung mit großem Vergnügen zu bemerken; wenigstens sah er sehr freundlich und zufrieden aus.

„Weiter! weiter! Erzählen Sie weiter!" rief endlich eine Stimme aus, und die Anderen schlossen sich dieser Bitte an.

Der Landmann war dazu sogleich bereit und nahm wieder das Wort:

„Sollten Sie es wohl glauben, meine Herren, daß dieser beispiellos freche Bösewicht noch nicht damit zufrieden war, den Commandanten und den Director des Bagno auf eine Weise überlistet zu haben, daß sie Gefahr liefen, um ihren Posten zu kommen, wenn die Sache ruchbar wurde und vor die rechte Schmiede gebracht wurde? — Und dennoch war dem so; wenigstens wollte mein Verwandter dieß in Paris für ganz gewiß haben behaupten hören. — Entweder vor seinem Auftreten in der Obersten-Uniform oder unmittelbar nach demselben soll sich Brandon einige Tage in Toulon

und dessen nächster Umgebung aufgehalten haben' um alle Localitäten genau kennen zu lernen und alle Möglichkeiten zu der Flucht zu berechnen und vorzubereiten, auf die er schon alles Ernstes sann, noch ehe er mit einer Untersuchung bedroht wurde, deren Resultat ihn aller Wahrscheinlichkeit nach hierher bringen mußte, wie es ihn denn auch später wirklich hergebracht hat. — So soll er denn in einem sichern Versteck eine Verkleidung und eine Geldsumme verborgen haben, welche hinreichend sein mußte, seine ersten und dringendsten Bedürfnisse zu bestreiten. Beides überhob ihn der Nothwendigkeit, gleich anderen entsprungenen Züchtlingen in irgend eine Wohnung einzudringen, um sich unverdächtige Kleider und Geld zu verschaffen, und verlieh daher seiner Flucht die größte Wahrscheinlichkeit des Gelingens."

„Ist es daher diesem listigen Betrüger gelungen, in seiner Soldaten=Maske den Ort zu erreichen, wo er seine Sachen versteckt hatte, so muß man sehr stark befürchten, daß die ganze Wachsamkeit und Thätigkeit unserer Behörden nicht hinreichen werden, seiner so bald wieder habhaft zu werden; denn wer kann wissen, unter welcher Verkleidung

er das Forscherauge der Gerechtigkeit zu täuschen versucht? — Vielleicht ist er gar so gotteslästerlich, das Gewand eines Geistlichen anzulegen — Gott verzeihe mir den Frevel eines solchen Gedankens!"

Damit schloß der Landmann seine lange Erzählung, indem er zugleich fromm das Zeichen des Kreuzes machte.

Von allen Seiten drängte man sich jetzt an ihn, und bat ihn, noch mehr von dem interessanten Züchtlinge zu erzählen, der eben jetzt ganz Toulon beschäftigte. Man sagte ihm, er würde aus dem Munde seines Pariser Verwandten gewiß noch manche Anekdote über den geriebenen Spitzbuben gehört haben und wollte sich durch seine Versicherungen, daß er sich weiter auf nichts mehr besinnen könnte, nicht zurückweisen lassen.

Charles Brandon erkannte daraus, daß seine Eitelkeit über das ihm gespendete Lob, ja die ihm sogar gezollte Bewunderung, ihn verleitet hatte, die allgemeine Aufmerksamkeit mehr auf sich zu lenken, als es für seine Sicherheit ersprießlich war; denn wie leicht konnte Einer oder der Andere entdecken, daß seine Runzeln theils gemalt, theils

durch eine gewaltsame Zusammenziehung der Gesichtsmuskeln gebildet waren, eine Kunst, die er einigen großen Mimen abgelernt haben mochte; daß seine weißen Locken nicht dem Kopfe, sondern einer Perrücke von meisterhafter Arbeit entsproßten und daß seine gebückte Haltung, so wie alle die übrigen Zeichen seines hohen Alters nur erkünstelt waren.

Er beeilte sich daher, seine Unvorsichtigkeit wieder gut zu machen, und den möglichen verderblichen Folgen derselben dadurch vorzubeugen, daß er große Müdigkeit und die Nothwendigkeit eines sehr frühen Aufbruches am nächsten Morgen vorschützte, um den Anwesenden eine gute Nacht zu wünschen und sich auf die für ihn bereitete Stube, die er schon früher bestellt hatte, zurückzuziehen. Hier berichtigte er sofort seine Rechnung, und als am nächsten Tage das erste Leben sich in dem Hause regte, verließ er dieses nach einer ziemlich unruhig zugebrachten Nacht.

Er hätte der ungestörten Ruhe, die er sich selbst nach dem monatelangen Lager auf der harten Pritsche des Bagno auf den weichen Matratzen in Aussicht gestellt hatte, sehr wohl genießen können, hätte er gewußt, daß keiner von alle den Gästen, mit denen er sich unterhalten, auch nur die geringste Ahnung

oder den entferntesten Verdacht hatte, in wessen Gesellschaft er sich befunden, wer es gewesen, der die interessanten Charakterzüge von dem berüchtigten Charles Brandon erzählt hatte.

Da er aber die Beruhigung einer solchen Kenntniß nicht hatte, fühlte er sich sehr froh und erleichtert, als er am nächsten Morgen das gehaßte Toulon, wohin er nie wieder zurückzukehren sich fest vornahm, im Rücken hatte, und getrosten Muthes auf der großen Landstraße dahinzog, mit der Meisterschaft eines genialen Mimen seine Greisenrolle durchführend.

Im Wirthshause eines der nächsten Dörfer an der Landstraße nach Paris machte er Halt, um eine Landkutsche abzuwarten, die, wie er wußte, hier durchkam.

Sein Glücksstern wollte, daß noch ein Platz leer war. Diesen nahm er in Beschlag, indem er sich den Anschein zu geben wußte, als sei er ein Bewohner eben dieses Dorfes, und erst als der Wagen wieder abfuhr und seine forschend umher gesendeten Blicke ihm sagten, daß er sich unter lauter ganz unschuldigen und unverdächtigen Gesichtern befinde, fühlte er sich vollkommen beruhigt.

Jetzt, so glaubte er zuversichtlich, war er gegen jede Gefahr gesichert, ergriffen und unter rohen Mißhandlungen nach dem Bagno zurückgeschleppt zu werden. Er gab sich daher der frohesten Laune hin, und unterhielt seine ganze Reisegesellschaft durch die muntersten Scherze, so daß sie herzlich über den lustigen Alten lachte.

Ohne Unfall erreichte er Paris und stieg vor der Barriere bei einem Gasthause ab, das ihm als unverdächtig bekannt war, das heißt, welches bei der Pariser Polizei in keinem Verdachte stand, weil nur ehrliche Leute hier zu verkehren pflegten.

Unter dem Vorwande, nach der Anstrengung einer weiten Reise der seinem Alter so nöthigen Ruhe zu bedürfen, ließ er sich ein Zimmer geben, um seine Toilette zu machen. Denn er wollte die Maske, die er angelegt hatte, seinen Freunden nicht bekannt werden lassen, um sie nöthigenfalls selbst gegen diese anwenden zu können, nachdem sie sich in Toulon so entschieden bewährt hatte und er wußte, daß die Pariser Polizei viel zu scharfe Augen hat, als daß er wagen durfte, Paris anders als unter dem Schleier der Nacht zu betreten.

Er wartete daher, bis die bereits eingetretene Nacht zur wirklichen Dunkelheit geworden war, um sich ohne Berichtigung seiner Zeche aus dem Hause zu schleichen, und zwar in gänzlich veränderter Gestalt, als er es betreten hatte; zwar noch immer nicht als der wahre Charles Brandon, der große, schöne, stolz und fest einherschreitende Mann, aber doch demselben sehr viel ähnlicher, wie der greise, gebückte Landmann, als welchen wir ihn in Toulon erblickten.

Seine Absicht war, eine ihm bekannte Spelunke zu erreichen, in welcher auch er bekannt und die Erscheinung eines ehrlichen Mannes etwas ganz Unbekanntes war. Der Wirth dieser ausgezeichneten Anstalt, welche in der Nähe der Estrapade lag, ein gewisser Lenard, war, wie er mit Gewißheit wußte, gern bereit, ihn einige Tage verborgen zu halten und ihm selbst für den Fall einer hier sehr häufigen polizeilichen Nachsuchung einen sichern Versteck anzubieten. Dort wollte er während der nächsten Tage seine Geschäfte ordnen, von dem Stande der Dinge in Paris officielle Kenntniß erlangen, einige außenstehende Fonds einziehen, besonders aber eine geliebte Schwester auf-

suchen, deren gegenwärtige Wohnung ihm zwar nicht bekannt, die er aber durch die Vermittlung einiger Genossen in der Spelunke Lenard leicht zu erkunden hoffte.

Sie war das einzige Wesen, an dem er mit wahrer, inniger Liebe hing. Gegen sie hatte er sich stets rechtschaffen und aufrichtig bewiesen, und er wäre im Stande gewesen, für sie sein Leben zu opfern, ja, was für ihn noch ungleich mehr Werth hatte, sogar seine Freiheit.

Sie vergalt diese Liebe von ganzem Herzen, und Bruder und Schwester, durch das Band gemeinschaftlichen Unglücks noch näher vereinigt, hingen mit solcher Innigkeit an einander, daß ihr gegenseitiges Verhältniß rein von allen Schlacken ihres übrigen Lebens war.

Gelang ihm die Ordnung seiner Geschäfte, das heißt, glückte es ihm, in den Besitz eines Passes zu kommen, hatte er seine Fonds eingezogen, das heißt größere und kleinere Geldsummen aufgesucht, die er als einen Sparpfennig für den Nothfall an verschiedenen Orten verborgen hatte, dann, so war es seine Absicht, wollte er eine größere Reise antreten, wahrscheinlich nach

Amerika, jedenfalls aber nach einer andern großen Stadt, welche ihm den passendeu Platz für seine Thätigkeit zu bieten versprach; denn in Paris war er zu bekannt, als daß er hoffen durfte, hier noch ferner eine glänzende Rolle zu spielen, und zur Dunkelheit und Unbedeutendheit eines ganz gewöhnlichen Diebes konnte er sich nicht entschließen, noch weniger aber zum Lebenserwerb durch Arbeit, zu welchem seine vielseitigen Kenntnisse und Talente ihn vollkommen befähigt hätten.

Charles Brandon konnte indeß seine Absicht, die Spelunke des Vaters Lenard aufzusuchen, nicht so leicht und ungehindert erreichen, als er es sich gedacht hatte.

Sein Unstern führte ihm, gerade unter einer hellbrennenden Straßenlaterne — denn es gab dergleichen schon damals in Paris, wenn auch nur als rühmliche Ausnahmen — einen der scharfsichtigsten Polizeiagenten entgegen, mit dem er durch seine Geschäfte verschiedene Male in Berührung gekommen war. Dessen Luchsaugen erkannten Brandon auch unter seiner gegenwärtigen Verkleidung.

Er stutzte bei seinem Anblick, fixirte ihn dann schärfer, um seiner Sache gewiß zu werden und

streckte mit dem Ausrufe: „Kerl, wo kömmst Du her?" die Hand nach ihm aus, um ihn festzunehmen.

Aber Brandon hatte nicht minder scharfe Augen, als der Polizeimann; auch er erkannte denselben im Nu, und noch ehe dieser ihn packen konnte, hatte er die Flucht ergriffen.

Dadurch in seinem Verdachte vollends bestärkt, hätte es dieser Bestätigung überhaupt noch bedurft, verfolgte ihn der Polizeiagent, gab ein Signal, um Hülfe herbeizurufen, und bald sah Brandon sich gehetzt und verfolgt, wie ein wildes Thier.

Doch er war mit allen Gassen und Gäßchen so vertraut, daß es ihm längere Zeit glückte, seinen Verfolgern zu entgehen, und hatte er sich in irgend einem Versteck, irgend einem dunkeln Winkel ihren Blicken nur so lange entzogen, um wieder zu Athem kommen zu können, dann setzte er mit erneuerten Kräften seine Flucht fort, und warf jedes Hinderniß nieder, das sich ihm in den Weg stellte, oder wußte es glücklich zu umgehen, auch wohl gar zu seinem Vortheil zu benutzen.

So mochte die Hetzjagd schon beinahe eine Stunde gewährt haben, da fühlte er sich von rück-

wärts durch die Hand eines Polizeiagenten gepackt, der ihn mit größerer Ausdauer als alle Uebrigen verfolgt hatte.

In der Verzweiflung nur an seine Rettung, seine Freiheit denkend, erfaßte er den Dolch, den er für den äußersten Nothfall stets in der Brusttasche bei sich trug.

Ein kräftiger Stoß und der Polizeiagent lag blutend zu seinen Füßen. Er war frei!

Noch hatte Brandon, seiner vielen schlechten Streiche ungeachtet, kein Menschenblut vergossen, als im ehrlichen Zweikampfe, und dadurch fühlt mancher Bessere, wie er war, sein Gewissen nicht belastet; jetzt aber schauderte er unwillkürlich, wie der warme Blutstrahl ihm die Hand bespritzte.

Doch er war frei! Ohne sich daher der Weiche seines Gefühles hinzugeben, nutzte er die so theuer erkaufte Freiheit, sich vollends in Sicherheit zu bringen.

In der That machte er auch zu seiner großen Freude sehr bald die Bemerkung, daß er keinen Verfolger mehr hinter sich habe. Noch aber durfte er sich nicht für gerettet halten; vielmehr galt es, seine Feinde gänzlich von seiner Spur abzubringen und wo möglich auf eine falsche Fährte zu leiten.

Er machte deßhalb verschiedene Kreuz- und Querzüge, vertauschte seine Perrücke mit einer andern von ganz entgegengesetzter Farbe, mit der er sich in seiner Vorsicht alle Zeit versorgt hielt, und glaubte erst dann seiner Sicherheit gewiß sein zu dürfen; als abermals eine Stunde verfloß, ohne daß er sich weiter durch Verfolgung belästigt gesehen oder auch nur lauernde Polizeigesichter erblickt hätte.

Alle diese Vorfälle hatten indeß Brandon so weit von seinem Wege abgebracht und zugleich seine Kräfte so sehr erschöpft, daß er sich abgemattet in der Nähe des Jardin des plantes in einen dunklen Winkel setzte, um ein Viertelstündchen auszuruhen, ehe er seinen Weg zu der Spelunke des Vaters Lenard wieder antrat.

Hier war er wider Willen eingeschlafen und er mußte lange so geruht haben; denn es war finstere Nacht, tiefe Stille herrschte rings umher und kalte Nachtluft durchrieselte seine Glieder mit Frösteln, als er durch das Rollen eines Wagens erweckt wurde, der dicht an ihm vorüberfuhr und in geringer Entfernung von ihm halten blieb.

Gewohnt, Alles zu beobachten, was sich in

seiner Nähe Auffallendes oder Ungewöhnliches zutrug, streckte Brandon den Kopf vorsichtig aus seinem Winkel hervor und wurde auf diese Weise ein ungesehener und ungeahnter Zeuge alles dessen, was zwischen Julius von Saint-Romain und Wasiltschikoff vorfiel.

Als er sah, wie Saint-Romain den Betrunkenen beinahe gewaltsam dem Ufer der Seine zuschleppte, schöpfte er natürlich sogleich Verdacht. Er beschloß, aus dem, was der Zufall ihm hier offenbarte, auf eine oder die andere Weise Vortheil zu ziehen und schlich daher den Beiden in der Entfernung weniger Schritte nach, sorgfältig jedes Geräusch vermeidend.

Wohl würde er wahrscheinlich das Verbrechen, dessen bevorstehende Begehung er ahnte, verhindert haben; denn noch war nicht jedes bessere Gefühl in ihm erstorben und den Meuchelmord verabscheute er aufrichtig; allein er befand sich selbst in einer so mißlichen Lage, daß er Alles vermeiden mußte, was ihn mit den richterlichen Behörden in irgend eine Berührung bringen konnte. Deßhalb mischte er sich nicht ein, als er sah, wie Saint-Romain den unglücklichen Wasiltschikoff zu Boden schlug,

ließ es auch geschehen, daß die Leiche des Ermordeten in das Wasser gestürzt wurde, und erst als Julius von Saint-Romain seine Beute gesichert zu haben glaubte, legte er ihm, wie wir sahen, die Hand auf die Schulter, indem er dabei sagte:

„Bravo Kamerad! — Halb Part!“

Saint-Romain war im ersten Schrecken über diese Worte und die unerwartete Erscheinung des Menschen, der sie gesprochen hatte, wie zu Stein verwandelt. Schnell aber kehrte seine Fassung zurück. Er erkannte, daß nichts als Geistesgegenwart und schnelle Flucht ihn retten könnte, und ehe Brandon es sich versah, versetzte Saint-Romain ihm einen so gewaltigen Faustschlag in das Gesicht, daß er halb betäubt zurücktaumelte und ihm ein Blutstrom aus der Nase stürzte. Augenblicklich indeß raffte er sich auf, und ohne auf das heftig rinnende Blut zu achten, wollte er seinen Widersacher packen, um Rache an ihm zu nehmen, aber schon war Saint-Romain so weit entflohen, daß Brandon, nachdem er ihn eine Strecke verfolgt hatte, die Hoffnung aufgeben mußte, ihn einzuholen, zumal er selbst, wie wir wissen, auf seine Sicherheit Rücksicht zu nehmen hatte.

„Verdammt!“ brummte er vor sich hin. „Ich hätte vorsichtiger sein und etwas dergleichen erwarten sollen. — Aber geschehene Dinge sind nicht zu ändern,“ fuhr er, sich selbst tröstend, fort; „deßhalb will ich nun nicht länger zögern, den Vater Lenard aufzusuchen. Es ist ohnehin die höchste Zeit dazu; denn schon beginnt der Morgen zu grauen und das helle Tageslicht darf mich nicht auf der Straße finden.“

Und ohne sich weiter um den Ermordeten zu bekümmern, der vielleicht noch zu retten war, wenn ihm schnelle Hülfe wurde, schlug er den Weg nach der Estrapade ein.

Einige Zeit darauf trat er in ein schmutziges, räucheriges Local ein, das in einem engen Seitengäßchen lag, seines unscheinbaren Aeußern aber von zahlreichen Gästen frequentirt wurde.

Ein niedriger Saal war durch hölzerne Scheidewände in einzelne kleine Gemächer getheilt, in denen sich die Gäste wohl dem Blicke, nicht aber dem Gehör der übrigen Anwesenden entziehen konnten.

Obgleich es vier Uhr Morgens vorüber war, herrschte in diesen Räumen noch reges Leben, oder

dasselbe begann vielmehr erst nach vollbrachtem Nachtwerk; denn wenn auch schon mehrere Gäste zugegen waren, als Brandon eintrat, so kamen doch jeden Augenblick noch neue hinzu, die von ihren nächtlichen Ausflügen und Unternehmungen zurückkehrten und sich entweder in sehr lustiger Stimmung Wein und Speisen geben ließen, oder sich verdrießlich in eine Ecke setzten, und sich mit einem „Gläschen" begnügten, je nachdem ihre Geschäfte ausgefallen waren.

Mit der dreisten Zuversicht eines Stammgastes ging Brandon gerade auf einen der bequemsten Plätze zu und rief mit lauter, gebieterischer Stimme:

„Eine Flasche vom Besten, Vater Lenard, und etwas Gutes zu essen, aber nicht etwa Katzenbraten oder Ratten-Fricassé."

Das laute Benehmen an einem Orte, wo die Unterhaltung gewöhnlich nur flüsternd geführt wurde, weil Einer dem Andern nicht traute und dazu guten Grund hatte, mußte natürlich großes Aufsehen erregen, und alle Blicke wendeten sich auf den kecken Gast, der so gegen alle Anstandsregeln verstieß, welche in dieser achtungswerthen Gesellschaft eingeführt waren.

Die Spieler ließen ihre Karten, die Raucher ihre Pfeifen ruhen, einige höchst verdächtige Gestalten traten an die Thür, um dem Fremden, der sich in diese Höhle verirrt zu haben schien, auf jeden Fall den Rückweg abzuschneiden; denn noch hatte keiner von allen Anwesenden Brandon, den man in Toulon wußte, erkannt, so sehr er auch ehedem hier zu Hause gewesen war.

Er dagegen hätte die meisten dieser Galgenphysiognomien bei ihren wirklichen Namen sowohl, als bei ihren angenommenen oder Spitznamen zu nennen vermocht, und die verdächtigen Anstalten, die gegen ihn getroffen wurden und die wohl geeignet gewesen wären, einem wirklich Fremden die lebhaftesten Besorgnisse zu erwecken, belustigten ihn daher sehr. Wußte er doch, daß ein Wort hinreichend sein würde, ihm einen jubelnden Empfang zu bereiten.

Vater Lenard zögerte sichtlich, dem verdächtigen Gaste das Verlangte zu bringen, und nachdem er sich mit einigen der Angesehensten und Geachtetsten der Gesellschaft, das heißt mit den ausgemachtesten Hallunken, in leisem und eifrigem Geflüster berathen hatte, trat er zu Brandon und sagte:

„Mein Herr —!“

„Alter Spitzbube,“ unterbrach Charles ihn lachend, „seit wann bist Du denn so höflich geworden, daß Du Deine Gäste mit „mein Herr“ anredest, oder so hochmüthig, daß Du Deine besten Freunde und einträglichsten Kunden nicht mehr kennen willst?“

Bei dieser vertraulichen Anrede, die Brandon mit unverstellter Stimme gesprochen hatte, faßte Vater Lenard ihn näher in das Auge, und jetzt endlich ihn erkennend, rief er mit dem Tone freudigen Erstaunens:

„Ist es denn möglich? — Du bist es, Charles Brandon? — Wo in aller Welt kömmst Du denn her?“

Bei dem Namen Charles Brandon, der in diesen Räumen einen sehr guten Klang hatte, drängten sich alle Anwesenden, von denen die Meisten mit ihm bekannt, Einige näher befreundet waren, — wenn es keine Entweihung ist, den heiligen Namen der Freundschaft auf Verhältnisse anzuwenden, wie sie unter solchen Menschen bestehen können — zu ihm, und es gab ein allgemeines Händeschütteln und Bewillkommnen.

„Wo ich herkomme?“ beantwortete indeß Brandon die Frage des Wirthes. „Geraden Weges aus Toulon!“

Nun ging es an ein Fragen, ein Bestürmen, und man ruhte nicht eher, als bis Brandon die Geschichte seiner Flucht haarklein erzählt hatte. Dabei erlaubte er sich freilich manche kleine Ausschmückungen und Auslassungen, machte sich auch verschiedener Entstellungen der Wahrheit schuldig; denn er hielt es nicht für rathsam, die Gesellschaft in alle seine Geheimnisse einzuweihen. Indeß fand jedes seiner Worte den unbedingtesten Glauben; denn das Resultat sprach für ihn: Er war da! Er mußte also aus Toulon entsprungen sein; denn an eine Begnadigung war bei ihm, und zumal nach so kurzer Zeit, gar nicht zu denken.

Als er die Erzählung seiner Flucht beendet und dadurch einen wahren Beifallssturm erregt hatte, machte er die Anwesenden auch noch mit seinen Abenteuern dieser Nacht bekannt, sowohl mit der Hetzjagd, bei der er selbst die Rolle des Wildes gespielt hatte, als auch mit der Beraubung und Ermordung, bei welchen der Zufall ihn zum Zeugen machte.

„Dein Ermordeter ist nicht todt, Brandon!“ rief mit lautem Gelächter über den eigenen Witz ein langer Kerl mit einem braunen, verschmitzten Gesichte, der erst vor kürzerer Zeit eingetreten war und nur den letzten Theil von Brandon's Erzählung gehört hatte.

„Was sagst Du?“ rief Brandon überrascht. „Woher weißt Du das?“

„Aus eigner Kenntniß und Anschauung,“ entgegnete der Braune.

„Als ich vor etwa einer Stunde an dem Jardin des plantes vorüberging, bemerkte ich an dem Ufer der Seine einen Menschenhaufen, der mit irgend einem mir unsichtbaren Gegenstande beschäftigt schien, welcher sich in seiner Mitte befand. Neugierig, zu sehen, was es gäbe, drängte ich mich hinzu, und da sah ich denn einen halb bewußtlosen Menschen, der über und über naß war, unten von Wasser und oben von Blut, welches noch immer aus einer Stirnwunde rann. Ein Fischer, der mit Tagesanbruch an die Arbeit hatte gehen wollen, fand ihn, mit dem halben Körper im Wasser liegend, das zum Glück für den armen Schelm eben jetzt sehr seicht ist. Die obere Hälfte

des Körpers lag daher auf dem trockenen Uferrande und der Kopf unmittelbar an der Mauer des Quai's, die ihm ein derbes Loch in die Stirn geschlagen hatte.

„Wie oder auf welche Weise der Mensch dahin gekommen sein mochte, wußte Niemand zu sagen, er selbst auch nicht einmal; denn er stammelte nur einzelne, unverständliche Worte. Da mich die Sache aber weiter nichts anging, trollte ich mich ruhig meiner Wege; denn Ihr wißt wohl, meine Augen sind sehr schwach und können das Tageslicht nicht gut vertragen. — Zum Beweise aber, daß ich die Wahrheit sage," schloß er seine Erzählung, „seht hier das Taschentuch des Unbekannten, das ich bei der Gelegenheit gefunden habe. — Ein schönes Tuch, nicht wahr? — Der Ermordete muß ein feiner Kerl sein und hat gewiß gehörig Moses und die Propheten bei sich gehabt, als er so unverschämt ausgeraubt und in das Wasser geworfen wurde."

Brandon hatte diese Erzählung mit der größten Aufmerksamkeit angehört; denn er hoffte dadurch den Faden zu der Auffindung des Mörders zu erhalten, gegen den er einen heftigen Groll empfand,

theils wegen des Schlages, von dem seine Nase gewaltig aufgeschwollen war und noch immer tüchtig schmerzte, theils und hauptsächlich aber wohl, weil er sich der verlangten Theilung des geraubten Gutes zu entziehen gewußt hatte.

Indeß vergaß Brandon darüber nicht, was ihm für den Augenblick noch näher am Herzen lag, nämlich die Erkundigungen nach seiner Schwester. Er fragte daher laut:

„Kann Einer von Euch mir vielleicht Auskunft darüber geben, wo eine allerliebste Lorette wohnt, die sich Ninon nennt, und auf den Bällen bei Mabille, im Chateau-Rouge und in der Chaumière als die ausgezeichnetste Tänzerin glänzte?"

„Meinst Du vielleicht Ninon, die schöne Wienerin?" fragte eine Stimme.

„Den Beinamen führte sie zwar nicht, als ich fest gemacht wurde," entgegnete Brandon. „Aber es ist sehr leicht möglich, daß er ihr seitdem beigelegt wurde; denn schön ist sie, und aus Wien mag sie wohl sein."

„Aha! gewiß eine alte Flamme von Dir!" rief lachend einer der Gäste.

„Errathen, Soulas!" sagte Charles. „Ich

liebe dieses Mädchen wirklich mehr, als ich je irgend ein anderes Weib geliebt habe." Dabei nahm seine Stimme einen weichen Ton an, der eine gewaltige Rührung verrieth. Und in der That empfand er diese, indem er den Namen seiner Schwester aussprach, ohne das nähere Verhältniß ahnen zu lassen, in welchem er zu ihr stand.

„Ich glaube gar, Charles wird sentimental," rief Einer, dem der Ton der Rührung nicht entgangen war, „und er hat doch eine solche Menge Liebschaften gehabt, daß der längste Athem nicht hinreichte, alle ihre Namen hinter einander ohne Unterbrechung zu nennen."

„Laßt das jetzt," sagte Brandon sehr ernst, „und theilt mir lieber mit, wo ich das Mädchen finden kann — wenn Ihr es nämlich wißt."

„Rivoli-Straße, wo sie ein sehr elegantes Zwischengeschoß bewohnt," antworteten mehrere Stimmen zugleich.

„Also geht es ihr gut?" fragte Brandon mit unverkennbarer Freude.

„Sieh' doch! Gar nicht eifersüchtig!" sagte der Braune, der vorhin die Nachricht von dem Leben Wasiltschikoff's mitgetheilt hatte. „Das ist

wahrhaftig ein schöner Charakterzug von Dir, Brandon, und ich hätte Dir ihn nicht zugetraut, da Du damals Deine derzeitige Geliebte, die schwarze Clotilde, blutig kitzeltest, weil sie im Gebüsche bei Mabille ganz unschuldig mit einem andern Manne geplaudert hatte."

„Das war etwas ganz Anderes," entgegnete Brandon finster, unangenehm berührt durch die Erinnerung an ein Ereigniß, bei dem nur der Zufall verhinderte, daß er aus Eifersucht zum Mörder wurde. „Auf Ninon könnte ich nicht eifersüchtig werden! Der gönnte ich das größte Glück, und sollte ich es mit meinem eigenen erkaufen müssen!"

Er hatte sich durch sein Gefühl hinreißen lassen, welches unter allen Gegenständen der ganzen Welt nur seine Schwester allein auf so lebhafte Weise zu erregen vermochte. Das allgemeine Hohngelächter, welches seinen schwärmerischen Worten folgte, brachte ihn wieder zu sich, und seine Ruhe kehrte vollends zurück, als der Vater Lenard laut und lachend ausrief:

„Hört, Jungens, nehmt Euch in Zukunft vor dem Charles Brandon in Acht; denn er ist in

Toulon ausgetauscht worden. Es kam von ihm nur die leere äußere Larve zurück, in der sonst ein so lustiger Kern steckte. Der ist im Bagno zurückgeblieben oder unterwegs vertrocknet und muß erst durch die belebende Pariser Luft wieder aufgefrischt werden."

Brandon ließ sich hierauf die Nummer von Ninon's Wohnung sagen und zog sich dann in einen sichern Winkel zurück, um ein paar Stunden zu schlafen. Wenn er hoffen durfte, Ninon wach zu finden, wollte er es der für ihn damit verbundenen Gefahr ungeachtet wagen, sie zu besuchen. Denn unmöglich konnte er Frankreich für längere Zeit verlassen, ohne von ihr Abschied zu nehmen und für die Zukunft mancherlei Verabredungen mit ihr zu treffen.

13.

Bruder und Schwester.

Am nächsten Morgen saßen Alwine und Louis in freundlichem Geplauder bei dem Frühstück, und Margarethe war mit Ordnen und Putzen im Zimmer beschäftigt, als die Klingel an der äußeren Thür ziemlich heftig gezogen wurde.

Ohne den Befehl ihrer Herrin abzuwarten, ging Margarethe hinaus, um nachzusehen, wer der frühe Besucher sei, der seine Anwesenheit so ungestüm zu erkennen gab, und nach ihrem finstern Gesichte zu urtheilen, durfte derselbe sich auf einen unfreundlichen Empfang gefaßt machen; doch schon im nächsten Augenblicke kam sie mit jugendlicher Lebendigkeit und freudestrahlend zurückgesprungen und rief:

„Ach, Alwinchen! Alwinchen!“

Noch ehe Alwine, über dieses sonderbare und auffallende Benehmen ihrer alten Amme im höchsten Grade verwundert, eine Erklärung zu verlangen vermochte, sprang ein Mann zur Thür herein, gerade auf sie zu, schloß sie in die Arme und überströmte sie mit Küssen.

Louis, der diese heftigen Liebkosungen als einen gewaltsamen Eingriff in seine neuerworbenen Rechte zu betrachten schien, wollte den Eindringling mit heftigen Worten anlassen, wohl gar mit Gewalt zurückstoßen; allein er wurde daran verhindert, indem der Fremde, zu der Amme gewendet, sagte:

„Verschließe die Thür, gute Margarethe, und sorge dafür, daß wir vollkommen ungestört bleiben;

denn ein unpassender Besuch könnte für mich die verderblichsten Folgen haben."

Die Amme that sogleich, wie ihr geheißen wurde, und Alwine, die jetzt erst dem Ungestümen in das Gesicht sehen konnte, das sie trotz der augenblicklichen Entstellung mit freudiger Ueberraschung erkannte, erwiderte mit der größten Innigkeit die empfangenen Küsse und rief dazwischen mit den Tönen der aufrichtigsten Freude:

„Carl, mein theurer, vielgeliebter Bruder! — Ist es denn auch wirklich kein Traum? Du bist mir wiedergegeben, zurückgekehrt von dem entsetzlichen Orte, wohin Du — zum Theil durch meine Schuld — gekommen warst? — Ich habe Dich in meinen Armen und lasse Dich nicht wieder fort von mir! — Nein, nie mehr wollen wir uns wieder trennen."

„Keine Exaltation, meine enthusiastische kleine Schwester," sagte Charles Brandon, den Alwine lieber mit dem Namen Carl zu nennen pflegte, welcher ihrem Herzen theurer, ihrer Zunge geläufiger war. „Ich komme nur, um von Dir Abschied zu nehmen; denn für mich ist in Frankreich keines Bleibens mehr. Von Dir aber wäre es eine Unbesonnenheit und eine Thorheit, wolltest Du frei-

willig mein sehr unsicheres Schicksal theilen, während Du hier eine Existenz gefunden hast, und zwar eine recht glänzende, wie ich sehe," fügte er lachend hinzu, indem er die Blicke rings auf der eben so eleganten als geschmackvollen Einrichtung umhergleiten ließ. — „Ich sehe mit wahrem Vergnügen, daß Deine Umstände sich wesentlich verbessert haben, seitdem wir uns zum letzten Male sahen."

„Das verdanke ich Dir, mein guter Carl," entgegnete sie und schloß ihn auf's neue in ihre Arme.

„Mir?" fragte Carl verwundert, „ich wüßte nicht," fügte er dann lachend hinzu, „daß ich Dir auch nur ein einziges Stück von diesen Prachtmöbeln, nur eine Leiste zu den Goldrahmen dieser meisterhaften Kupferstiche und Gemälde geschenkt hätte."

„Das zwar nicht," entgegnete sie, „aber durch die Summe, die Du mir kurz vor dem Beginn Deines unglückseligen Processes gabst, war ich im Stande, mich aus meiner damaligen Unbedeutendheit zu heben, die Blicke auf mich zu ziehen, und so bin ich denn unerwartet schnell in die Mode gekommen. Das Resultat der kurzen Zeit meiner

Herrschaft siehst Du hier in meinen Umgebungen, indeß habe ich auch schon an 30,000 Francs bei meinem Notar stehen, und noch heute könnte ich ihm wieder einige tausend schicken, wenn Du nicht vielleicht des Geldes bedarfst, um Dein Fortkommen zu erleichtern und zu sichern. Aber eröffnen sich mir auch hier die glänzendsten Aussichten, so wollte ich doch gern und freudig Alles hingeben, um mit Dir vereint leben zu können."

„Ich glaube es Dir, meine geliebte Alwine," sagte Carl, „indeß kann ich Dein großmüthiges Opfer nicht annehmen. Ich weiß selbst noch nicht, was ich beginnen, wohin ich meine Schritte lenken werde; aber jedenfalls ist mein Schicksal so ungewiß und von so vielen Gefahren umgeben, daß Du für mein Fortkommen eher ein Hinderniß, als demselben förderlich wärest. Deßhalb bleibe Du ruhig, wo Du bist; auf diese Weise kannst Du mir ein sicherer Rückhalt und eine zuverlässige Stütze im Unglück sein, während Deine Begleitung mir nur hinderlich wäre und die Gefahren der Irrfahrten, denen ich entgegen gehe, vergrößerte."

„Nun, wie Du willst, mein geliebter Bruder," entgegnete Alwine. „Aber das Geld nimmst Du

doch an? Wie viel soll ich zu meinem Baarvorrathe noch von meinem Notar holen lassen?“

„Es wird sich finden,“ sagte Carl, „ob ich überhaupt Geld von Dir bedarf. Gelingt es mir, mich alles dessen zu bemächtigen, was ich an verschiedenen Orten verborgen habe, dann brauche ich keines; gelingt mir dieß nicht so schnell, als es die Umstände erheischen, dann sollst Du mein Banquier sein; ich nehme Dein baares Geld an, und als Deckung dafür gebe ich Dir eine Anweisung auf meine geheimen Fonds.“

„Du, mein guter Louis,“ wendete er sich hierauf zu diesem, „unser gemeinschaftlicher, treuer und bewährter Freund, hast wohl die Güte, für meine Schwester diese verborgenen Schätze zu heben, wozu allerdings eine große Vorsicht erforderlich ist. Deßhalb kann die Sache vielleicht auch mehr Zeit erfordern, als ich daran setzen darf; denn ich will den heißen Boden von Paris und den von ganz Frankreich, so bald als irgend thunlich, meiden. Dieß zu thun erwarte ich nur einige mir durchaus erforderliche Legitimationspapiere, welche ich durch die Gefälligkeit eines Freundes noch heute zu erhalten hoffe.“

Alwine und Louis baten jetzt Carl, daß er ihnen eine Erzählung alles dessen zum Besten geben möchte, was ihm begegnet war, seit sie sich am Tage vor der Verhaftung, die ihn durch ihre Folgen zuletzt nach Toulon gebracht hatte, zum letzten Male gesehen. Besonders neugierig waren sie aber auf die näheren Umstände seiner Flucht aus dem Bagno, und ihnen erzählte er Alles ganz genau, vollkommen der Wahrheit getreu und ohne Verschweigung des kleinsten Nebenumstandes. Dabei sagte er, zugleich eine dem Leser sehr nöthige Aufklärung gebend:

„Euch, meine Lieben, will ich anvertrauen, was hauptsächlich dazu beitrug, meine Flucht möglich zu machen und zu sichern. Außer Euch würde ich das keiner lebenden Seele mittheilen; denn in meinem bunten und bewegten Leben hängt von dem Geheimnisse viel, sehr viel ab.“

„Seht her!“ sagte er dann, griff in den Mund und nahm das ganze vordere Gebiß seiner oberen und unteren Zähne heraus.

„Ich war meiner schönen Zähne wegen berühmt,“ fuhr er fort, „aber ich habe sie geopfert, um — wie Ihr hier sehen könnt — überall eine Uhrfeder zur

Zerschneidung von Eisen und Riegeln zur Hand zu haben, und außerdem den jungen Mann, dessen tadellose Zähne in jedem Signalement stehen, mit zauberhafter Schnelligkeit in den zahnlosen Alten verwandeln zu können, der in Toulon vor jedem Verdachte gesichert war."

Als er dann bis zu den Abenteuern der letzten Nacht gelangt war und erwähnte, wie er Zeuge der Beraubung und beabsichtigten Ermordung eines unbekannten Menschen in der Nähe des Jardin des plantes geworden war, bemerkte er nicht ohne Staunen die mit jedem Worte sich steigernde ungeduldige Spannung seiner Zuhörer — denn auch Margarethe war näher getreten, um seine Erzählung mit anzuhören, weil sie mit Recht sich als ein Familienglied des kleinen Kreises betrachten durfte.

Diese Ungeduld wurde endlich bei Alwinen so groß, daß sie sich nicht länger zu bemeistern vermochte und ihren Bruder mit dem Ausrufe unterbrach:

„Um Gottes willen, Carl, sage mir schnell, was mit dem Unglücklichen wurde?"

Carl erzählte hierauf das Ende des von ihm selbst erlebten Auftrittes, wie er dann den Raub-

mörder habe fangen wollen, wie sich derselbe ihm durch den Schlag entzogen, dessen Folgen noch sein Gesicht entstellten, setzte aber schnell hinzu, daß er zufällig erfahren, der in das Wasser Gestürzte sei zwar schwer beschädigt, aber doch noch lebend kurze Zeit darauf an das Ufer gezogen worden.

„Der arme Wasiltschikoff!“ rief Alwine voll Theilnahme. Und zu Louis gewendet, fügte sie hinzu: „Siehst Du wohl, daß ich Saint-Romain mit meinem Verdachte seiner schändlichen Absicht nicht Unrecht gethan habe?“

„Wasiltschikoff! — Saint-Romain!“ schrie Carl wild auf und sprang mit allen Zeichen der gewaltigsten Aufregung empor. „Saint-Romain war der Mörder?“ — Und ohne Alwinens Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Ha, hätte ich das gewußt, daß ich ihn, den ich schon so lange vergebens suche, in meiner Gewalt hielt, so wäre er mir wahrlich nicht entgangen. — Ha, wie dieser Name mein ganzes Wesen mit Wuth erfüllt! — Doch jetzt, wo ich seine Spur habe, wo es in meinem Willen liegt, ihn dem Gerichte zu übergeben, soll er mir nicht entgehen, und müßte ich mich selbst zugleich mit ihm in das Verderben stürzen!“

14.

Ein gefährlicher Besuch.

Alwine wußte sich die heftige Erschütterung nicht zu erklären, welche die beiden Namen Wasiltschikoff und Saint-Romain, ganz besonders aber der letztere, bei ihrem Bruder hervorgerufen hatten; denn nie hatte sie von seinen Lippen weder den einen, noch den andern gehört, und mit Staunen fragte sie daher:

„Kennst Du denn Saint-Romain?"

„Ob ich ihn kenne?" rief er fast wild. „Zwar nicht ihn selbst, wohl aber seinen Namen, diesen verhaßten, verfluchten Namen. Denn wisse, Alwine, Der, den Du Saint-Romain nennst, heißt eigentlich Graf Römer!"

„Ha!" rief Alwine; Leichenblässe überzog ihr Gesicht und heftig zitterte sie am ganzen Körper.

„Ja, Römer!" wiederholte ihr Bruder. „Im Bagno erfuhr ich zufällig, daß er, nach Frankreich zurückgekehrt, den Namen wieder angenommen hat, den seine Familie, als sie nach Deutschland emigrirt war, in den deutschen Namen Römer verwandelte. Deßhalb also waren alle meine Nachforschungen nach ihm vergebens!"

„Ach, entsetzlich! Entsetzlich!“ rief Alwine seufzend, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und Thränen quollen unter ihren Fingern hervor.

Ihr Bruder wußte sich ihren Schmerz jetzt eben so wenig zu erklären, wie sie vorhin seine Wuth, und indem er zu ihr trat, ihr die Hände vom Gesichte zog und sie zugleich zärtlich auf die Stirn küßte, fragte er theilnahmvoll:

„Was ist Dir, meine gute Alwine? Verursacht Dir das Unglück Wasiltschikoff's, das uns allerdings interessiren muß, diesen Kummer, oder was sonst erpreßt Dir diese Thränen?“

„Ach, Carl!“ rief sie, warf sich ihm an die Brust, verbarg ihr Gesicht an seinem Busen und sagte unter Schluchzen: „Der Gedanke ist für mich schrecklich, daß der Sohn des Mannes, der unser Verderben herbeiführte, der unsere ganze Familie mit Schmach bedeckte und in gränzenloses Elend stürzte, mein anerkannter Geliebter war, — daß es zum großen Theile seine Geschenke sind, die Du hier siehst, — daß ich den größten Theil des Geldes, welches bei meinem Notar steht, aus seinen freigebigen Händen empfing.“

„Verdammt!“ sagte Carl und stampfte mit dem

Fuße. „Darauf war ich nicht gefaßt. — Doch meine Rache soll dieß nicht hindern, sondern im Gegentheil nur noch glühender machen.“

Nach kurzem Besinnen fügte er dann hinzu:

„Darüber aber brauchst Du Dir keine Vorwürfe zu machen, daß Du durch ihn Dich bereichertest. Hätte er Dir auch zehnmal mehr gegeben, so würde er dadurch doch noch lange keinen Ersatz geleistet haben, selbst nicht in so weit, als der Ersatz überhaupt durch Geld zu leisten wäre.“

„Das war es also,“ sagte Alwine mit finsterer Stirne, „was den Widerwillen erweckte, den ich unwillkürlich gegen ihn empfand und den ich mir selbst nicht zu erklären wußte, da er wohl der Mann dazu ist, einem Mädchen Liebe einflößen zu können, und da sein Benehmen, seine Freigebigkeit gegen mich geeignet gewesen wären, meine Dankbarkeit zu gewinnen, wenn auch nicht meine Liebe. — Vor allen Dingen aber laß uns jetzt Nachrichten über den unglücklichen Wasiltschikoff einziehen, der mich räthselhafter Weise seit seinem ersten Anblicke eben so interessirte, wie dieser Saint-Romain mich mehr und mehr abstieß.“

„Weißt Du, wo er wohnt?“ fragte Carl.

„Zum Glück," engegnete Alwine, „erinnere ich mich, daß er im Laufe der gestrigen Unterhaltung zufällig das Hotel erwähnte, in welchem er abgestiegen ist."

Sie äußerte dieses gegen Louis gewandt und bat ihn zugleich, ohne Zögern hinzugehen und sich nach dem jungen Russen zu erkundigen, wozu er auch auf der Stelle bereit war; er entfernte sich dann sogleich mit dem Versprechen, so bald als möglich mit den eingezogenen Nachrichten zurückzukehren."

Kaum war er gegangen und eben wollte Carl seiner Schwester auf deren Frage eine Erklärung geben, in wie fern auch der Name Wasiltschikoff sie Beide interessirte und in ihr Schicksal verflochten war, da wurde die Klingel zu Alwinens Wohnung mit ziemlicher Heftigkeit gezogen.

„Geh und sieh nach, wer es ist, meine gute Margarethe," sagte Alwine zu ihrer Amme. „Aber sei vorsichtig; denn Du weißt wohl, daß mein Bruder von Niemand gesehen werden darf; hörst Du wohl? Von Niemand!"

„Sei ohne Sorgen, mein liebes Kind," sagte Margarethe und verließ das Zimmer. Aber schon im nächsten Augenblicke stürzte sie bleich und er-

schrocken herein und rief: „Um Gottes willen, was mag das zu bedeuten haben? — Als ich, bevor ich öffnete, durch das Schlüsselloch blinzelte, sah ich einen Polizeicommissär vor der Thür stehen.“

Der Mann der Behörde war offenbar ungeduldig über das lange Warten; denn schon wieder ertönte die Klingel, und zwar dieß Mal mit einem Ungestüm, der die Drei mit Schrecken erfüllte. Selbst Carl, den sonst die Geistesgegenwart nie zu verlassen pflegte, erblaßte; denn er bezweifelte nicht, daß der Besuch des Polizeimannes ihm galt, und er sah sich gleichwohl jeden möglichen Weg zur Flucht abgeschnitten. Doch Alwine, welche die unerwartete Nachricht im ersten Augenblicke mit Schreck erfüllt hatte, gewann ihre Fassung schnell wieder.

„Geh und öffne!“ rief sie Margarethe zu, faßte die Hand ihres Bruders und zog ihn mit sich in ihr Schlafgemach. Hier schob sie ihn in den Versteck, in welchem sie die Nacht zuvor Louis verborgen hatte. Es blieb ihr kein anderer Ausweg übrig und sie mußte es dabei dem Glücke anheimstellen, ob das geheime Gemach dem Commissär bekannt sei oder nicht.

15.

Der Besuch des Polizeicommissärs.

Als Alwine auf diese Weise ihren Bruder wenigstens für den Augenblick in Sicherheit gebracht hatte, suchte sie einige Minuten Zeit zu gewinnen, um sich so weit zu sammeln, daß sie dem gefürchteten Manne vor Augen treten konnte, ohne durch ihr ängstliches und verstörtes Wesen seinen Verdacht zu erwecken.

Sie rief daher dem eben eintretenden Commissär durch die schnell verriegelte Thür zu:

„Ich stehe augenblicklich zu Befehl, mein Herr. Sie entschuldigen wohl, daß ich erst ein klein wenig Toilette mache, ehe ich mich zu zeigen wage.“

„Ganz nach Belieben, Mademoiselle; die Sache hat keine große Eile!“ entgegnete der Commissär, und der freundliche Ton, mit dem er diese Worte sprach, wirkte so beruhigend auf Alwine, daß sie gleich darauf, beinahe ohne alle Furcht, die Thür öffnete und sich in einem reizenden Negligée den Blicken des Polizeibeamten zeigte.

Die Augen des Commissärs ruhten einen Augenblick mit dem unverkennbaren Ausdrucke der Bewunderung auf dem schönen Mädchen; dann lud

er sie durch eine artige Handbewegung ein, sich zu setzen, nahm ihr gegenüber Platz und begann:

„Sie hatten gestern Abend Besuch von zwei jungen Männern, Mademoiselle?“

Durch diese Frage wurde Alwinen ein Stein von dem Herzen genommen. Es handelte sich also nicht um ihren Bruder, und in der That zeigte es sich bald, daß sie gar keinen Grund hatte, überhaupt besorgt zu sein.

Der Commissär kam nur, um sich zu erkundigen, wer mit dem Herrn von Wasiltschikoff in der verflossenen Nacht bei ihr gewesen war.

Denn, nachdem der junge Russe, wie wir in der Spelunke erfuhren, in halb bewußtlosem Zustande und aus einer Stirnwunde blutend aus dem Wasser gezogen worden war, hatte er bald darauf seine volle Besinnung wieder gewonnen und die Bitte ausgesprochen, nach dem von ihm genannten Hotel gebracht zu werden, wo er abgestiegen war.

Dieß geschah, und nachdem er hier die erste Pflege gefunden, deren er bedurfte, schickte er zur Polizei, Anzeige von dem gegen ihn verübten Attentate zu machen, und um die Verfolgung und Bestrafung des Raubmörders zu bitten.

Auf dessen Namen konnte er sich nicht besinnen, aber der Name Ninon's, der schönen Wienerin, hatte sich mit der reizenden Erscheinung derselben seinem Gedächtnisse so tief eingeprägt, daß er sie zu nennen vermochte, und zugleich mehrere der bei ihr vorgefallenen Umstände näher angab.

Der Commissär war daher nur zu ihr gekommen, um den Namen des Verbrechers zu erfahren; denn auf ihr haftete durchaus kein Verdacht der Mitschuld, und wäre dieß ja der Fall gewesen, so hätte er selbst in dem mißtrauischen Auge der Polizei verschwinden müssen, als sie mit der größten Bereitwilligkeit Saint-Romain's Namen nannte, auch außerdem Alles angab, was zu dessen Auffindung führen könnte, die unverkennbarste Theilnahme mit dem Geschicke des jungen Russen äußerte, den Brief vorzeigte, den Saint-Romain bei ihr zurückgelassen hatte, und endlich erwähnte, daß das Benehmen des Grafen einen unbestimmten Verdacht oder mehr eine finstere Ahnung in ihr erweckt hätte und daß deßhalb auf ihren Wunsch ihr Jugendfreund Louis den Beiden nachgegangen wäre.

Diese letztere Angabe fand sogleich volle Bestätigung durch Louis selbst, der von dem Besuche

bei Wasiltschikoff zurückkehrte und dessen aufrichtigsten Dank für die Theilnahme brachte, welche Ninon-Alwine ihm bewiesen. Er theilte dem Commissär, der mit der Gewandtheit, welche Männern seines Staudes eigen zu sein pflegt, jede Besprechung, jeden Wink sogar zwischen ihm und Alwine zu verhindern wußte, Alles mit, was auf seine Verfolgung der beiden jungen Männer Bezug hatte, und beseitigte dadurch bei dem Beamten jeden Zweifel über die Person des Thäters.

Aus dem Munde des Commissärs erfuhr Alwine dann noch, daß Wasiltschikoff zu seinem Glück bei seinen Reise-Effecten noch einige Papiere gehabt hatte, durch die er sich legitimiren konnte, so wie einen auf Riojaneiro ausgestellten Creditbrief über eine sehr bedeutende Summe. Ohne diesen Glücksumstand würde er in die größte Verlegenheit gerathen sein, da er sich nicht auszuweisen vermocht hätte und von Geld gänzlich entblößt gewesen wäre; denn seinen nach London visirten, auf ihn und seinen Bedienten lautenden Paß, so wie seine Brieftasche mit einer sehr bedeutenden Summe in Banknoten und sogar seine Geldbörse mit einer nicht unbeträchtlichen

Anzahl von Goldstücken hatte Saint-Romain ihm geraubt.

„Zum Glück," warf der Commissär hin, nachdem er mit einem ziemlich zärtlichen Handedruck von Alwinen Abschied genommen hatte, „zum Glück wird der Verbrecher sehr bald in unseren Händen sein; denn es läßt sich kaum bezweifeln, daß er den Paß benutzen wird, den er dem unglücklichen jungen Manne abgenommen hat. Schwerlich ahnt er, daß seine Spur so schnell aufgefunden worden ist, da er sicher glauben wird, den Beraubten ermordet zu haben. Ich hoffe daher, daß wir seiner noch vor der Einschiffung in Calais habhaft werden. Ich eile deßhalb, auf der Stelle sein Signalement zu geben und ihn verfolgen zu lassen."

16.

In Calais.

Karl wurde nach der Entfernung des Commissärs sogleich aus seiner freiwilligen Haft erlöst, und Alwine theilte ihm ausführlich die ganze Verhandlung mit dem Polizeibeamten mit. Als er erfuhr, daß die Spur Saint-Romain's der Polizei bereits

bekannt sei, und daß vielleicht schon in diesem Augenblicke Agenten zu seiner Verhaftung abgesendet wären, rief er hastig aus:

„Jetzt, meine gute Alwine, nehme ich Dein Anerbieten an, und bitte Dich, mir augenblicklich alles baare Geld zu geben, über welches Du verfügen kannst. Hier hast Du dagegen die genaue Bezeichnung der Orte, wo ich Geld verborgen habe. Louis wird es für Dich aufsuchen und Dir überbringen. Ich habe keinen Augenblick Zeit zu verlieren; denn es gilt, der Polizei zuvorzukommen und Saint-Romain ihren Klauen zu entreißen, während ich zugleich mich selbst in Sicherheit bringe."

„Wie!" rief Alwine, im höchsten Grade verwundert. „Du willst ihn der gerechten Strafe für sein Verbrechen entziehen? Ihn, den Sohn unseres Verderbers?"

„Du willst ihn retten?" fragten zugleich Louis und Margarethe, nicht minder erstaunt, wie Alwine.

„Retten!" wiederholte Karl mit einem unheimlichen Ausdrucke und mit wildfunkelnden Augen, aus denen das Feuer der glühendsten Rache sprühte. „Retten? — Ja, für den Augenblick, wenigstens scheinbar, doch nur, um ihn tiefer in das

Verderben zu stürzen; um mit seiner Hülfe und durch ihn mein lange verfolgtes Ziel zu erreichen — um durch den Sohn an den Vater zu kommen und Beide mit einander in den Abgrund zu stürzen. Denn ist der alte Graf Römer noch am Leben, wie ich mit dem ganzen Verlangen meiner Seele hoffe, dann kann ich ihn nirgends finden, als in Brasilien, — ihn, und vielleicht auch noch andere Personen," fügte er plötzlich mit milderem Tone und gesenktem Blicke hinzu.

Doch nicht lange hielt diese Regung der Wehmuth an. Schnell zeigte sich seine Aufregung auf's neue.

„Indem ich mich scheinbar zu der Rolle des Dieners erniedrige, der mit in seinem Passe verzeichnet steht, werde ich in der That sein gebietender Herr sein; denn ich bin im Besitze seines finstern Geheimnisses und will ihn durch die Furcht vor Verfolgung und Strafe so gängeln, ihm die Hölle so heiß machen, daß er viel härter büßen wird, als wenn er jetzt in die Gewalt der Polizei geriethe. — Doch genug der Worte. Leb' wohl, meine theure Alwine. Adieu, Louis. Adieu, alte, treue Margarethe. Verlaßt meine Schwester nicht.

Ist es mir irgend möglich, so empfangt Ihr bald Nachricht von mir."

Damit machte er sich los aus den ihn umschlingenden Armen Alwinen's, die ihn nicht lassen zu wollen schien, und eilte zum Zimmer, zum Hause hinaus, beinahe unbekümmert um die Gefahr, erkannt zu werden.

Charles Brandon, wie er für alle Welt hieß, ausgenommen die drei Personen, die er so eben verlassen hatte, gelangte in der möglichst kurzen Zeit nach Calais.

Nach der genauen Beschreibung, welche er durch seine Schwester von dem Aeußern des Grafen Saint-Romain erhalten hatte, wurde es ihm nicht schwer, den Grafen Julius aufzufinden, zumal derselbe es nicht für nothwendig gehalten hatte, besondere Vorsichtsmaßregeln anzuwenden, um verborgen zu bleiben. Denn wie der Commissär sehr richtig vermuthete, hielt er Wasiltschikoff für todt, und glaubte daher nicht, daß er Verfolgung zu befürchten hätte, wenigstens jetzt noch nicht; denn wenn auch wirklich, wie zu erwarten stand, die Leiche aufgefunden worden war, so konnte man doch unmöglich schon jetzt auf die Spur des Thäters gekommen sein.

Ueberdieß stützte er sich auf den Paß Wasiltschikoffs, dessen Beschreibung auf ihn so ziemlich paßte, obgleich die beiden Personen, neben einander gestellt, kaum einige Aehnlichkeit mit einander gehabt hätten. Er war daher ganz dreist in dem ersten Hotel abgestiegen, in dessen Nähe der Einschiffungsplatz für die Postschiffe lag, und als Charles Brandon, der sich in eine sehr anständige, doch nicht auffallende Livree gekleidet hatte, hier nach dem Herrn von Wasiltschikoff fragte, kannte man zwar dessen Namen nicht, aber nach der ihm mitgetheilten Beschreibung der Person und des Anzuges sagte man ihm, der bezeichnete Herr sei auf Nr. 3 abgestiegen, und beabsichtige mit dem nächsten Paketboote nach Dover zu reisen; für den Augenblick aber wäre er in die Stadt gegangen, um, wie er gesagt, verschiedene Einkäufe zu machen, indem er den Auftrag gegeben, wenn sein Bedienter mit den erwarteten Reise-Effecten kommen sollte, ihn auf sein Zimmer zu weisen und ihm zu sagen, daß er warten sollte.

Dieß war natürlich nur ein Vorwand gewesen, den Saint-Romain anwendete, um nicht dadurch verdächtig zu erscheinen, daß er ohne alles Gepäck

war; denn bei seiner eiligen Entfernung aus Paris hatte er sich nicht die Zeit gelassen, sich mit dem Nothwendigsten zu versehen, sondern hatte, getrieben von seinem bösen Gewissen, unmittelbar nach vollbrachter That die Flucht ergriffen. Dieser Versäumniß in etwas abzuhelfen, war er ohne Zweifel jetzt ausgegangen, um in Calais wenigstens so viel einzukaufen, als er für den ersten Augenblick unumgänglich brauchte, und zugleich, um durch dieß, wenn auch nur geringe Reisegepäck das Auffallende von sich abzuwenden, welches ein Reisender ohne Bagage jedenfalls haben muß.

Dieß Alles durchschaute Brandon auf der Stelle mit dem ihm eigenen Scharfblicke, und er benützte den Vorwand Saint-Romain's, um sich für den von demselben erwarteten Diener auszugeben. Zugleich sagte er, daß er das Reisegeräthe seines Herrn bereits auf das Schiffsbureau hätte schaffen lassen, um doppelte Schlepperei zu vermeiden.

Dann ließ er sich den Schlüssel zu dem Zimmer seines vermeintlichen Herrn geben, um hier ungestört zu überlegen, ob er die Rückkehr Saint-Romain's erwarten oder ihn in der Stadt aufsuchen sollte.

Beides hatte seine Gefahren, und es galt daher, dieselben gegen einander abzuwägen.

Wartete er auf Saint-Romain, so war es leicht möglich, daß die zu seiner Verhaftung ausgesendeten Polizei-Agenten ihn bei seiner Rückkehr abfingen, ehe Brandon ihn zu warnen und dadurch zu retten vermochte.

Suchte er ihn dagegen in der Stadt auf, so konnte er ihn sehr leicht verfehlen, und kehrte Saint-Romain nach dem Hotel zurück, ohne daß er ihn gefunden hatte, so wurde dadurch die Gefahr seiner Verhaftung noch größer; denn mit jedem Augenblicke ließ sich die Ankunft der Polizei-Agenten erwarten.

Endlich verfiel indeß Brandon auf einen neuen Ausweg, der beide Gefahren abzuwenden und zugleich das sichere Gelingen seines Planes zu versprechen schien.

Er bestellte in dem Hotel, wenn sein Herr zurückkehrte, möchte man ihm die Ankunft seines Bedienten melden und ihm sagen, derselbe habe ihn aufgesucht, um ihm eine Mittheilung von der größten Wichtigkeit zu machen und ließe ihn daher, wenn er ihn nicht treffen sollte, bitten, sich sogleich an den Ort zu begeben, den er in einem Zettel-

chen, welches er versiegelt dem Portier einhändigte, bezeichnet hatte.

In das Zettelchen schrieb er den Namen eines geringeren Wirthshauses, welches er auf seinem Wege zu dem Hotel bemerkt hatte und das er zugleich mit diesem im Auge behalten konnte, wenn er sich in der Nähe des letzteren aufhielt, um Saint-Romain gleich zu bemerken, wenn er nach seiner Wohnung zurückkehrte.

Die Nachricht von der Ankunft des nicht erwarteten Dieners, der dringend nach ihm gefragt hätte, mußte, wie Brandou zuversichttich hoffte, Saint-Romain's Neugier und Besorgniß in einem solchen Grade rege machen, daß er gewiß nicht säumte, der erhaltenen Aufforderung zu folgen und sich zu dem Rendezvous einzufinden.

Nachdem Brandon so alle Anstalten getroffen hatte, der Polizei, seiner abgesagten Feindin, ihre Beute zu entreißen, verließ er das Hotel und nahm in der Nähe desselben seinen Beobachtungsposten auf eine solche Weise ein, daß er Alles, was in der Umgebung vorging, bemerken konnte, ohne auf sich selbst die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden zu lenken.

17.

Eine Maskerade.

Noch stand Charles Brandon nicht lange auf seinem Posten, als er auch schon alle Ursache fand, sich zu seinem Plane Glück zu wünschen; denn die Straße herauf kamen zwei Männer, die ihm sogleich dadurch auffielen, daß sie ihre Augen nach allen Seiten spähend umherschweifen ließen, obgleich sie in einem eifrigen Gespräche mit einander begriffen waren. Sie gingen gerade auf das Hotel zu, in welchem Saint-Romain abgestiegen war, und als sie näher kamen, erkannte Brandon in dem Einen einen Polizei-Agenten, den er selbst zu meiden alle Ursache hatte, da er demselben genau bekannt war. Er nahm daher sogleich eine Stellung ein, welche ihn den Blicken jener Beiden entzog, während er selbst sie im Auge behielt, und so sah er denn bald darauf, wie der Eine, ihm unbekannte, der jedenfalls auch ein Polizei-Agent war, in das Hotel eintrat, während der Andere, ohne sich aufzuhalten, seinen Weg in der Richtung nach dem Bureau des Päcketbootes verfolgte, entweder um sich auf dieses Bureau zu begeben oder um auf dem Schiffe selbst seinen Posten

zur Abfangung des verfolgten Verbrechers zu nehmen.

Kaum waren Beide verschwunden, da erblickte Brandon am äußersten Ende der Straße einen elegant gekleideten Herrn, der von einem schwer bepackten Träger begleitet wurde, und der offenbar niemand Anderer sein konnte, als Saint-Romain. Schnell eilte Brandon ihm entgegen, und sobald er ihn erreicht hatte, flüsterte er ihm zu, so leise, daß der in der Entfernung einiger Schritte folgende Träger aus den Worten keinen Verdacht schöpfen konnte: „Nicht nach dem Hotel, oder Sie sind verloren!“

Saint-Romain stutzte und blickte halb erschrocken, halb verwundert auf den Livreediener, der mit ehrfurchtsvoll abgezogenem Hute vor ihm stand und der ihn zu kennen schien, während dessen Gesicht ihm selbst durchaus unbekannt war. Nach kurzem Besinnen aber schien er sich seiner augenblicklichen Furcht zu schämen, und mit einem barschen: „Sie irren sich offenbar in der Person, mein Freund!“ wollte er an ihm vorüber auf das Hotel zu. Doch Brandon vertrat ihm sehr entschlossen den Weg und sagte fest und mit besonderer Betonung, doch

noch immer flüsternd: „Wohl kenne ich Sie, Graf Saint-Romain, wenn Sie auch mein Gesicht noch nie zuvor erblickten.“

Bei der Nennung seines Namens zuckte Saint-Romain zusammen und erblaßte; doch schnell wieder gefaßt, sagte er mit mühsam errungenem Stolz: „Ich heiße nicht Graf Saint-Romain, sondern —“

„Herr von Wasiltschikoff!“ fiel Brandon ihm schnell in die Rede, um ihm zu zeigen, daß er auch diesen Namen kenne und dadurch jeden Widerstand zu besiegen. „Zu Befehl!“ darauf wendete er sich zu dem Träger, der bereits aufmerksam zu werden begann. Es galt, sowohl diesen lästigen Beobachter zu entfernen, als auch die Polizei-Agenten für einige Zeit sicher zu machen. Er sagte daher zu dem Träger: „Geh nur immer voraus, mein Freund, nach dem Hotel und sage dem Portier, er sollte die Sachen auf Nr. 3 bringen lassen. Mein Herr würde sogleich selbst nachkommen, und man möchte einstweilen ein gutes, kaltes Frühstück auf sein Zimmer bringen. — Hier die Belohnung für Deine Mühe.“

Sehr zufrieden mit dem reichlichen Trinkgelde, das er aus den freigebigen Händen Brandon's

empfangen hatte, ging der Träger mit seinen Packeten nach dem Hotel, Saint-Romain aber, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, und der durch das Benehmen des fremden Livreebedienten so überrascht war, daß er nicht die Zeit und die Besinnung fand, gegen die Anordnung desselben Einsprache zu thun, sagte endlich: „Erklären Sie mir aber, was das Alles bedeuten soll und wie Sie sich erlauben können —"

„Später, später!" unterbrach ihn Brandon. „Jetzt folgen Sie mir auf der Stelle, oder Sie sind verloren, sage ich Ihnen nochmals." Damit schritt er schnell vorwärts der nächsten Straßenecke zu, und unwillkürlich folgte ihm Saint-Romain, der wie betäubt war und dem eine finstere Ahnung sagte, daß über seinem Haupte eine furchtbare Gefahr schwebte, welche nur mit Hülfe dieses unbekannten Menschen abzuwenden sei, der ihm auf eine so auffallende, sogar verdächtige Weise, seine Dienste aufdrängte.

Sobald sie in die Seitenstraße eingebogen waren, durch die sie wenigstens für den ersten Augenblick den Späheraugen der Pariser Polizei-Agenten entzogen wurden, ging Brandon dicht an der Seite

Saint=Romain's und flüsterte diesem mit hastigen Worten zu, um dessen Vertrauen zu gewinnen und ihn zum gefügigen Spielwerke seines eigenen Willens zu machen:

„Die Polizei hat auf beinahe wunderbare Weise erfahren, daß Sie in der gestrigen Nacht, in der Nähe des Jardin des plantes einen jungen Russen, den Herrn von Wasiltschikoff, ausplünderten und ermordeten, und daß sie auf dessen bereits visirten Paß über Calais nach Dover zu entfliehen beabsichtigen. Es sind Ihnen daher Agenten nachgesendet, Sie zu arretiren. Einer derselben wartet bereits in dem Hotel auf Sie und ein zweiter auf dem Schiffe selbst. — Ich sage Ihnen zum dritten Male: Sie sind verloren, wenn Sie sich nicht augenblicklich und ohne weiteres Besinnen meiner Führung anvertrauen; denn ich allein bin in diesem Augenblicke im Stande, Sie zu retten."

Die Worte Brandon's trugen einen so unverkennbaren Stempel der Wahrheit, daß Saint=Romain jede weitere Verstellung für überflüssig oder vergeblich hielt. Zitternd sagte er daher: „Wer sind aber Sie, wie kommen Sie zu der Kenntniß

aller dieser Dinge, und weßhalb nehmen Sie, wie es scheint, ein so lebhaftes Interesse an mir?"

„Wer ich bin und aus welcher Quelle ich meine Kenntniß schöpfte, sollen Sie später erfahren, wenn zu einer solchen Erklärung mehr Zeit ist, als jetzt. Wegen des Interesses, das ich für Sie nicht nur zu hegen scheine, sondern wirklich in hohem Grade empfinde, sage ich Ihnen, daß Ninon, die schöne Wienerin, mich schickt. In Erinnerung der innigen Liebe und der vielen Wohlthaten, die sie von Ihnen empfing, ertheilte sie mir, den sie seit langen Jahren als treu und zuverlässig, auch als entschlossen und listig kennt, den Auftrag, Sie zu retten. Jetzt bin ich hier, mit allem Eifer und allen mir zu Gebote stehenden Mitteln den mir gewordenen Auftrag zu erfüllen, zu dem Ninon mich noch überdieß mit reichlichen Geldmitteln versehen hat."

Der Name Ninon's schien das letzte Widerstreben, sich der Führung des unbekannten Mannes blindlings zu vertrauen, bei Saint-Romain zu besiegen, und er fragte hastig, mit dem Tone des Vertrauens: „Was ist aber nun zu thun, um mich den Verfolgungen der Polizei zu entziehen?"

„Uns!“ sagte Brandon; denn ich soll Sie nach dem Wunsche Ninon's auf Ihrer Flucht begleiten, und obgleich ich für mich selbst von der Polizei nichts zu fürchten habe, dürfte ich dennoch für den Augenblick in unangenehme Collisionen kommen, daß ich mich in dem Hotel für den Diener ausgab, den Sie, wie Sie dort gesagt hatten, mit Ihren Effecten erwarteten. Auf meine Livree wird daher ohne allen Zweifel schon in diesem Augenblicke vigilirt. Ich muß sie deßhalb so schnell als irgend möglich ablegen, und da auch Ihre Kleidung in allen ihren Einzelnheiten der Polizei signalisirt ist, müssen Sie dieselbe ungesäumt wechseln. Das Erste und Wichtigste, was wir zu thun haben, ist daher, uns ganz unscheinbare Anzüge zu verschaffen und dann auch unser übriges Aeußere so viel als möglich zu verändern. — Ich sehe eben dort ein Kleidermagazin, in welchem wir Alles finden werden, dessen wir für den Augenblick bedürfen. Kommen Sie also hinein. Vor allen Dingen aber: — Ohne alle Verlegenheit und — dreist. — Die Unterhandlung werde ich führen, — weil ich in dergleichen Angelegenheiten wahrscheinlich besser Bescheid weiß, wie Sie!“

Sie traten in das Magazin getragener Kleider ein, und kaum eine Viertelstunde darauf verließen sie es in gänzlich veränderter Kleidung. Brandon trug einen Anzug, wie er sich für einen Bedienten ohne Livree paßte und Saint-Romain einen sehr anständigen Reiseanzug, der dem von ihm abgelegten an Eleganz nur wenig nachstand und dem vorgeschützten Bedürfnisse wärmerer Kleidung entsprach, dabei aber durchaus nichts Auffallendes hatte. — Nicht ohne mehrfaches Dingen um den Preis waren sämmtliche Kleidungsstücke erstanden worden. Die nach erfolgter Zahlung abgelegten Kleidungsstücke sollten nach der Weisung des Dieners ungesäumt nach dem Gasthofe gebracht werden, wo sein Herr, seiner Angabe nach, eingekehrt war, in welchem man ihn aber natürlich nie gesehen hatte.

„So," sagte Brandon zufrieden, als sie sich eine Strecke von dem Kleidermagazin entfernt hatten, „jetzt, denke ich, werden die Herren Polizisten wohl das leere Nachsehen haben; denn auf den Gedanken unserer schnellen Metamorphosirung kommen sie gewiß um so weniger, da sie in dem festen Glauben stehen, Sie, Herr Graf, fürchteten für

den Augenblick noch keine Verfolgung und überdieß keine Ahnung von dem Verbündeten zu haben, den Sie in mir so ganz unerwartet fanden. — Nun wollen wir mit voller Ruhe die Vorbereitungen zu unserer weitern Flucht treffen."

„Ich weiß nicht," sagte Saint-Romain mit beklommener Stimme, „ich kann mich der Furcht nicht ganz erwehren, daß ich der Polizei dennoch nicht entgehen werde, nun sie einmal so ganz unerwartet schnell meine Verfolgung begonnen hat."

„Fürchten Sie nichts!" entgegnete Brandon zuversichtlich. „Ich stehe Ihnen für Ihre Rettung; nur müssen Sie allen meinen Anordnungen ganz unbedingt Folge leisten, sonst —."

18.

Ein Bundesgenosse.

Ohne den Sinn auszusprechen, den er durch das „sonst" andeutete, schritt Brandon hastig vorwärts; doch Saint-Romain bedurfte keiner weitern Erklärung, und zu dem von ihm verlangten unbedingten Gehorsam durch den Zwang der Umstände entschlossen, schritt er stumm und erwartungsvoll an der Seite seines Begleiters einher,

dem er halb willig, halb mit innerem Widerstreben sein Vertrauen schenkte, und der allem Anscheine nach mit den Localitäten von Calais genau vertraut war.

Und so verhielt es sich auch in der That; denn Charles Brandon, der sich bei seinen verbrecherischen und folglich mit vielfachen Gefahren verbundenen Unternehmungen daran gewöhnt hatte, gleich einem geschickten Feldherrn alle möglichen Wechselfälle im Voraus zu berechnen und daher die Folgen einer Niederlage nicht minder in das Auge zu fassen, wie die eines Sieges, hatte schon seit längerer Zeit daran gedacht, daß es ihm einst wünschenswerth und ersprießlich sein könnte, den Schritt zurückzulegen, der Frankreich von dem benachbarten Insellande trennt. Dazu war natürlich von Paris aus, dem Schauplatze seiner Wirksamkeit und seiner Thaten, kein Ort passender oder günstiger, als Calais, von welchem dieser Schritt seinen Namen erhalten hat: Pas de Calais! Deßhalb hatte er mehrmals, zumal in seinen Glanzperioden und wenn er eben keine Collisionen mit der Polizei zu befürchten brauchte, den Vorwand der Seebäder benutzt, um sich mit den Localitäten dieses be-

rühmten Hafenplatzes bekannt zu machen und allerhand ganz unverdächtige Gelegenheiten zu benützen, um mit Leuten aus allen Ständen in Berührung zu kommen, besonders aber mit Seeleuten. Denn eine schnelle und heimliche Abreise zur See war es, die ihm als einst mögliche Nothwendigkeit vorschwebte. Die Leutseligkeit, die er in seiner scheinbaren Vornehmheit bei dergleichen Gelegenheiten gegen solche geringere Leute zeigte, besonders aber die Freigebigkeit, von der er namentlich den Seeleuten jederzeit zahlreiche Beweise gab, hatten ihn bei dieser Klasse von Menschen, obgleich Keiner derselben seinen Namen kannte, so bekannt und beliebt gemacht, daß er von allen Seiten freudige Grüße, wohl auch hier und dort einen kräftigen Händedruck empfing, als er mit seinem Gefährten das beinahe ausschließlich von Schiffern und Fischern bewohnte Stadtviertel erreichte.

Sehr freundlich erwiderte er alle diese Grüße, dabei aber sah er überall aufmerksam umher, als suche er irgend ein ihm vorzugsweise bekanntes Gesicht. So war es auch in der That, und bald hatte er es auch zu seiner offenbaren Genugthuung gefunden; denn kaum erblickte er einen jungen

Mann in Matrosentracht, der ein offenes und ehrliches Gesicht hatte und aus dessen Augen dabei ein verwegener Muth und eine gewisse listige Verschlagenheit leuchteten, da winkte er ihn zu sich heran, und als Jener der Aufforderung bereitwillig folgte, sagte er ihm schnell: „Mathieu, ich bedarf Deiner Dienste für mich und diesen Herrn. — Du kannst ganz ohne allen Rückhalt sprechen; denn mein Begleiter ist ein sehr vornehmer Deutscher, der wegen eines Ehrenhandels, bei dem ich sein Zeuge war, eine Reise nach England, oder noch lieber nach Holland, antreten möchte, und er versteht kein Wort Französisch.“

Saint-Romain empfing durch diese Mittheilung zugleich seine Instruction, und er übernahm gern die stumme Rolle, die ihm dadurch angewiesen wurde. Nachdem der junge Matrose einen prüfenden Seitenblick auf den Deutschen geworfen hatte, sagte er: „Sie wissen wohl, mein werther Herr, daß ich stets bereit bin, Ihnen zu dienen. Ich werde daher auch gern Ihren Wunsch erfüllen, indeß scheint es mir zweckmäßiger, unsere Berathung über die Ausführung nicht hier unter freiem Himmel zu führen, sondern lieber in dem

Hinterstübchen des Wirthshauses „zum lustigen Matrosen“, wo wir zu dieser Stunde des Tages ganz ungestört sind, und wo wir überdieß“ — setzte er mit einem sehr verständlichen Wink hinzu — „eine Flasche vortrefflichen Weins bekommen können, während wir hier nichts zu schlucken hätten, als Wind, Staub und Sonne.“

„Ich zolle Deinem Vorschlage meinen ganzen Beifall,“ entgegnete Brandon lachend, „aber Du wirst hoffentlich auch den meinigen nicht verwerfen, daß Du bestellst, was wir essen und trinken sollen, und daß ich und mein Begleiter dafür bezahlen.“

Das war der Bursche denn natürlich gern zufrieden, und fröhlichen Muthes schritt er voran nach dem „lustigen Matrosen“, in dessen verschwiegenem Hinterstübchen sogleich die Berathung begann. Diese bot durchaus keine Schwierigkeiten; denn im Interesse des Schmuggelhandels waren die Seeleute von Calais an heimliche Fahrten nach den Küsten Englands gewöhnt, und um den Preis wurden unsere beiden Flüchtlinge bald mit dem jungen Burschen einig, der sie nach Einbruch der Dunkelheit mit seinem Boote an geeigneter Stelle zu er-

warten versprach. Ob die Fahrt nach England oder nach Ostende zu richten sei darüber sollten sie die Entscheidung erst treffen, wenn sie auf offener See wären.

Dann entfernte sich Mathieu, um die erforderlichen zuverlässigen Gehülfen anzuwerben, Saint-Romain und Brandon aber ließen sich eine Stube geben, um auszuruhen, wie sie sagten, eigentlich aber, um die für sie unerläßliche Verborgenheit zu finden.

19.

Auf nach Amerika!

Der Polizei-Agent, welcher sich in dem Hotel einquartiert hatte, in dem Saint-Romain seine Wohnung genommen, und das er eben so leicht aufgefunden, wie Brandon, war hoch erfreut, als er den Träger mit den von Saint-Romain eingekauften Gegenständen an den Portier die Bestellung machen hörte, die wir kennen. Er glaubte jetzt seines Fanges gewiß zu sein, und rieb sich vergnügt die Hände.

Dazu hatte er auch alle Ursache; denn die ihm für die glückliche Ausführung seines Vor-

satzes verheißene Belohnung war nicht unbeträchtlich.

Als indeß eine Viertelstunde verging und der Erwartete nicht kam, wurde er ängstlich. Er sah wiederholt zum Fenster hinaus, oder trat an die Thür, um die Blicke suchend umherzusenden, aber kein Saint-Romain wollte sich ihm zeigen, und doch war der Graf ihm so genau bekannt, daß er ihn sicher unter jeder etwa angenommenen Verkleidung erkannt haben würde. Hatte man doch deßhalb eben ihn zu der Verfolgung erwählt.

Er erkundigte sich nochmals bei allen Leuten des Hauses nach dem Gaste und nahm keinen Anstand, ihnen denselben als einen entflohenen Mörder zu bezeichnen, zu dessen Habhaftwerdung mitzuwirken er sie deßhalb aufforderte. Bei der Gelegenheit hörte er das erste Wort von dem Livreebedienten, der nach seinem Herrn gefragt hatte, und als er ihn nicht gefunden, ausgegangen war, um ihn aufzusuchen. Diese Nachricht machte ihn stutzig; denn er wußte, daß Saint-Romain keinen Bedienten mitgenommen hatte, und er konnte sich daher nicht erklären, wer diese räthselhafte Person sei. Jedenfalls aber war der Mensch verdächtig,

und es mußte daher auf ihn eben so gefahndet werden, wie auf Saint-Roman selbst.

Das war es, was Brandon mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinne vorausgesehen hatte, und es war daher sehr klug von ihm gewesen, die Livree gegen einen unscheinbareren Anzug zu vertauschen.

Ohne diese Vorsichtsmaßregel wäre er höchst wahrscheinlich verloren gewesen; denn nachdem der Pariser Agent den Wirth des Hotels dafür verantwortlich gemacht hatte, sowohl den Herrn, als auch den Diener augenblicklich festzunehmen, wenn sie zurückkehren sollten, war er fortgeeilt, den Beistand der Ortspolizei in Anspruch zu nehmen, und nach wenigen Minuten schon war das ganze disponible Personal auf den Beinen, die ihnen genau bezeichnete Livree aufzusuchen.

Inzwischen rückte die Zeit zur Abfahrt des Packetbootes heran und noch immer war weder der Mörder, noch dessen Genosse gefunden — denn ein solcher mußte nach der Meinung der Commissäre der vermeintliche Bediente jedenfalls sein. Die beiden Herren von der Pariser Polizei waren wüthend vor Verdruß, bei dem Gedanken, daß der

Verbrecher, dessen Habhaftwerdung ihr Chef ihnen als so leicht geschildert hatte, ihnen entschlüpfen sollte; sie verdoppelten daher ihre Wachsamkeit und ihre Anstrengungen, allein Alles blieb vergebens, und das Postschiff segelte ab, ohne den Gesuchten an Bord zu haben.

Daß Saint-Romain sich in voller Sicherheit geglaubt hatte, als er in Calais angekommen war, ging aus allen eingezogenen Erkundigungen hervor; offenbar mußte es daher das Werk des räthselhaften Bedienten sein, daß er sich nicht wieder blicken und sogar die eingekauften Sachen im Stiche ließ, die, wie eine Untersuchung derselben zeigte, zum Theil von ziemlich hohem Werthe waren.

Nach diesen verschiedenen Anzeichen ließ sich nicht bezweifeln, daß Saint-Romain durch den Bedienten Kunde von der gegen ihn eingeleiteten Verfolgung erhalten hatte, und es war daher mit Gewißheit anzunehmen, daß er Alles aufbieten würde, Frankreich so bald als nur irgend möglich mit einer andern, als der Anfangs beabsichtigten Gelegenheit zu verlassen.

Dazu gewährten die Schmugglerboote das beste Mittel; auf diese richtete sich daher die ganze

Aufmerksamkeit der Polizei von Calais, und mit Anbruch der Dämmerung stachen mehrere kleine Fischerbarken so heimlich es sich thun ließ in See. An Bord einer jeden derselben befand sich ein verkleideter Polizei-Agent und alle hatten den Auftrag, die Richtung nach England so scharf in das Auge zu fassen, daß das Entrinnen der Flüchtlinge unmöglich schien.

Doch Charles Brandon war selbst für die vereinigten Polizei-Agenten von Paris und Calais zu fein.

Er hatte, als er sich mit Saint-Romain allein auf dem Zimmer befand, seine Meinung dahin ausgesprochen, daß es rathsamer sein dürfte, die Richtung nach Ostende, statt der nach der englischen Küste einzuschlagen, weil dieser letztere Weg in den Augen der Polizei der wahrscheinlichere, vielleicht sogar der unfehlbare sein mußte.

In dieser Meinung bestätigten ihn die Mittheilungen Mathieus, dem die von der Polizei getroffenen Maßregeln nicht entgangen waren und welcher glaubte, daß die Kunde derselben für seine Passagiere von Wichtigkeit sein würde. Während daher die Fischerbarken jedes Boot scharf in die

Augen faßten, welches Miene machte, seinen Cours gegen die Küsten Englands einzuschlagen, und sogar einige, welche ihnen verdächtig vorkamen, anhielten und durchsuchten, schlüpfte das, auf welchem sich die Flüchtlinge befanden, ganz unbemerkt die Küste entlang hinter dem Rücken der getäuschten Wächter hin.

Trotz der bereits eingetretenen Dunkelheit konnte man in der Ferne einige der Wache haltenden Barken als dunkle Punkte gegen den Horizont abstechen sehen.

Brandon stand bei diesem Anblicke in seinem Schiffe auf, nahm den Hut ab, grüßte ironisch gegen die Getäuschteu hin und rief fröhlich:

„Ich wünsche Ihnen eine gute Wache und viel Geduld!"

Heimlich aber setzte er hinzu und richtete dabei verstohlen einen Seitenblick nach seinem Reisegefährten:

„Noch ist er nicht reif für Sie, meine geehrten Herren von der Polizei, und ich muß ihn daher ein wenig in die Schule nehmen. — Beruhigen Sie sich indeß. Er soll Ihnen nicht ent-

gehen; denn wenn die Zeit gekommen und seine Rechnung hinlänglich angewachsen ist, um sie schließen zu können, werde ich selbst Ihnen die gewünschte Beute zuführen!"

Er setzte sich wieder und im tiefsten Schweigen wurde die Fahrt nach Ostende fortgesetzt.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.

Alvensleben, Ludwig <<von>>,

Die Grafen von Saint-Romain, oder: Der Kampf der Leidenschaften
Historischer Roman von L. von Alvensleben

Bd.: 1

Leipzig 1859